Band 841 • 2,00 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

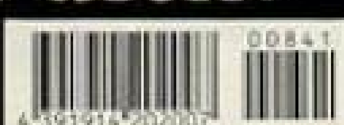
Die große Gruselserie von Jason Dark

Erst lieb ich dich, dann beiß ich dich!

Band 841 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Erst lieb ich dich, dann beiß ich dich!

John Sinclair Nr. 841

von Jason Dark

erschienen am 16.08.1994

Titelbild von Les Edwards

Sinclair Crew

Erst lieb ich dich, dann beiß ich dich!

Damals.

Die Schreie der Häscher waren einfach zu weit entfernt, als daß sie der blonden Cynthia Angst eingejagt hätten. Dabei wußte sie genau, daß man sie jagte. Sie wollte man haben. Sie war einfach zu schön, und andere Frauen, längst nicht mit dieser Schönheit gesegnet, hatten sie als blonde Hexe bezeichnet und zur Jagd freigegeben.

Jagen, mißbrauchen, peitschen, foltern, verbrennen!

So lief es immer ab in dieser von den Männern und der Inquisition beherrschten Gesellschaft. Wer dagegen anging, wurde als Ketzer an den Pranger gestellt und verlor sein Leben.

Einige hatten es versucht, von ihnen lebte kaum noch einer. Wenn es jemand trotzdem geschafft hatte, war er in ein anderes Land geflohen und hielt sich dort verborgen.

Cynthia schmeckte lehmige Erde und Blätter in ihrem Mund. Sie hatte sich flach auf den Boden gelegt, nur eine Armlänge vom Beginn der Steilwand entfernt, denn dieser Platz erschien ihr als äußerst günstig. Sie wußte, daß die Häscher ihre Pferde nicht so nahe an den Rand herantrieben. Es war schon vorgekommen, daß die Tiere scheuten und zusammen mit ihren Reitern in den Abgrund gesprungen waren.

Wenn sie hier lange genug lag und die Dunkelheit abwartete, die bald einbrechen würde, entging sie dem Scheiterhaufen. So einfach war das. Anschließend würde sie fliehen müssen. Hinein in die Berge und auch darüber hinweg. Was lag dahinter? Sie hatte die Fremde nie gesehen und auch nie darüber gehört. Wo sie geboren war, da lebte man bis zu seinem Ende, zumindest die Menschen ihres Standes.

Cynthia Droux lauschte. Sie hatte sich noch immer aufgerichtet und ihr Gewicht auf die ausgestreckten Hände gestützt. Der Wind spielte mit den langen Haaren. Sie hätte sie gern unter einem Kopftuch versteckt, aber in der Eile war keines aufzutreiben gewesen.

Die Stimmen der Häscher erschreckten sie nicht mehr, dafür jedoch ein anderes Geräusch.

Ein scharfes, wildes Bellen!

Hunde! Bluthunde! Die Kerle hatten sich Hunde geholt, die Cynthia jagen sollten.

Plötzlich war ihr nicht mehr wohl. Wenn sie Angst verspürte, dann vor diesen schrecklichen Hunden, die bisher noch jeden gekriegt hatten, und die junge Frau merkte, wie sich auf ihrem Rücken eine Gänsehaut festsetzte.

Sie mußte weg!

Aber wohin?

Es gab eine Lösung. Wenn sie durch den kleinen Bach eilte, würden die Bluthunde ihre Spur verlieren. Nur schlängelte sich der Bach genau dort entlang, wo sich auch die Häscher aufhielten, denn auch sie waren keine Anfänger und kannten die Tricks.

Zwanzig Jahre war sie alt geworden. Noch herrlich jung. Eine Frau, die von der Schöpfung besonders reichlich mit körperlichen Vorzügen gesegnet worden war. Sie hatte das Leben genießen wollen und die Männer verrückt gemacht. Dabei spielte es keine Rolle, wie alt sie gewesen waren, sogar einen Priester hatte sie verführt.

Aber gegen die Weiber aus den umliegenden Dörfern war sie nicht angekommen. Sie hatten Augen wie Falken, sie waren mißtrauisch denjenigen Frauen gegenüber, die schöner, viel schöner waren.

Es war kühl geworden.

Die Sonne hatte sich zurückgezogen, und die langen Schatten der Dämmerung krochen über den Himmel. Der Wind strich gegen ihr erhitztes Gesicht. Er kam Cynthia vor, als bestünde er aus zahlreichen

Knochenfingern, die sie streichelten, weil der Tod bereits seine Hand nach ihr ausgestreckt hatte.

Der Wind bahnte sich seinen Weg durch das trockene Gestrüpp dicht am Abhang und wehte ihre langen Haare wie eine Fahne hoch. Sie drückte die Haare zurück, auch deshalb, weil sie Furcht davor hatte, entdeckt zu werden.

Cynthia ging einige Schritte vom Abgrund weg und blieb zunächst stehen. Sie trug ein schlichtes graues Kleid. Da sie fror, schlang sie die Arme um ihren Körper und streichelte dabei ihre Brüste.

Dabei dachte sie daran, daß es zahlreiche Männerhände gegeben hatte, die sie gerade an diesen Stellen berührt und einen wohligen Schauder bei ihr und bei sich selbst hinterlassen hatten.

Die Hunde bellten noch immer. Dazwischen tönten die Stimmen der Männer. Waren sie lauter geworden wie auch das Bellen der verfluchten Bluthunde? Cynthia wußte es nicht genau, aber sie wollte auch kein Risiko eingehen und hier auf ihren Tod warten. Sie mußte weg.

Wohin?

Nach vorn konnte sie nicht, da tat sich der Abgrund auf. Zurück also? Nein, das wäre der sichere Lauf ins Verderben gewesen, denn dort lauerten die Männer. Sie hatten eine Mauer aus Pferde- und Menschenleibern gebildet, wie bei einer Treibjagd, und etwas anderes war das hier auch nicht. Eine verfluchte Jagd, nur eben auf einen Menschen.

Cynthia suchte am Rand der Schlucht ein Versteck, wo sie sich verbergen konnte.

Da hörte sie hinter sich das Lachen!

Die junge Frau erstarrte in der Bewegung. Dieses rauhe Lachen war aus der Kehle eines Mannes geklungen, und der war sicherlich nicht erschienen, um sich mit ihr zu vergnügen, das heißt, auf seine Art schon.

Sie drehte sich um.

Eine Schlange huschte auf sie zu. Grau und lang. Sie mußte von einem der niedrigen Bäume herabgefallen sein, aber hier gab es keine Baumschlangen.

Als ihr das einfiel, hatte sich die Peitsche bereits - wie ein würgender Schal um ihren Hals gedreht.

Cynthia kriegte keine Luft mehr und hatte auch nicht mehr die Kraft, laut zu schreien.

Sie stolperte noch, dann fiel sie der Länge nach hin. Im Fallen hatte sie noch den Kopf angehoben und ihren Fänger erkannt. Es war ausgerechnet der Anführer dieser verfluchten. Bande, ein Mann namens Romero Sanchez, dieser wilde Kerl mit seinem pechschwarzen und immer leicht ölig glänzenden Vollbart.

Cynthia prallte auf den weichen Boden. Er federte etwas unter ihr, und sie merkte auch, wie alte Zweige unter ihrem Gewicht knackten und zerbrachen.

Auf dem Baum blieb sie liegen. Die Peitschenschnur noch immer um den Hals geschlungen. Sie vergrub ihr Gesicht im feuchten Erdreich, sie wollte so häßlich wie möglich aussehen. Sie schämte sich, und sie dachte gleichzeitig an den Tod, während ihr Herz raste.

Dann hörte sie die Schritte.

Auf dem Waldboden wurden sie gedämpft und erreichten ihre Ohren wie dumpfe Glockenschläge, die ihren Tod einläuteten, denn man würde den Scheiterhaufen in unmittelbarer Nähe der Kirche errichten. So war es immer gewesen, so würde es auch bleiben. Und selbst der bigotte Pfarrer würde erscheinen und zusehen, wie die Flammen sie allmählich zu Asche werden ließen.

Noch waren es Visionen. Am anderen Morgen aber würden sie zur Wahrheit werden, und dazwischen lag eine Nacht, die das Schlimmste werden würde, was man sich als Frau und als Mensch vorstellen konnte. Ihr wäre es am liebsten gewesen, wenn man sie schon zu Beginn der Dunkelheit auf den Scheiterhaufen gestellt hätte.

»Du lebst ja noch.« Sanchez sprach den Satz aus und lachte dazu. Dann zerrte er die Schlinge fester, hob den Kopf an, so daß Cynthia für einen schrecklich langen Augenblick das Gefühl hatte, ersticken zu müssen. Mit einer Drehbewegung in die entgegengesetzte Richtung allerdings schaffte es Sanchez, die Peitschenschnur von ihrem Hals zu lösen.

Die junge Frau bekam zunächst nicht mit, was da geschehen war. Sie wälzte sich herum, bis ein Fuß sie aufhielt. Hätte sie sich noch weiter gedreht, wäre ihr Gesicht von der Sohle des schmutzigen Reitstiefels zerdrückt worden.

»Bleibe ruhig liegen!« befahl Sanchez. »So lange, bis ich dir sage, daß du aufstehen darfst.«

»Ja, ja, ich bleibe liegen.«

»Wunderbar.«

Sanchez wartete ab. Cynthia hörte seinen Atem. Zuerst leise, dann lauter, und da wußte sie bereits, daß er sich hingekniet hatte, um sich über sie zu beugen. »So, und jetzt kannst du dich umdrehen, du kleine Hexe.« Er half ihr dabei, und seine Hände faßten dort an, wo sie normalerweise nichts zu suchen hatten.

Cynthia krampfte sich zusammen. Sie lag jetzt auf dem Rücken, konnte Sanchez aber nicht so deutlich erkennen, weil Dreck ihre Sicht beeinträchtigte.

Deshalb sah sie ihn nur als Schatten, und dieser Umriß war drohend und grauenvoll genug. Er hielt die Peitsche noch in der Hand. Die Schnur berührte den Boden und hatte sich dort zusammengeringelt.

Cynthia versuchte es. »Bitte!« hauchte sie, »bitte, Señor Sanchez, lassen Sie mich gehen - bitte.«

»Nein!«

Sie blieb dabei, legte die Handflächen zusammen, als wäre sie in der Kirche, die sie aus Kindertagen kannte. »Ich bitte Sie. Haben Sie ein Herz, Señor! Ich tue alles, was Sie wollen.«

Romero Sanchez grinste. Auf diesen Vorschlag hatte er gewartet. »Wirklich alles?«

»Si…«

»Nun ja.« Er biß sich auf die Lippe.

Schon längst war sein Blut in Wallung geraten, und die Häscher waren weit weg. Selbst das Bellen der Hunde klang nicht mehr so nah. Er konnte es riskieren.

Noch einmal fragte er nach. »Wirklich alles?«

»Wenn ich es sage.«

»Dann zieh dich aus!«

Cynthia war trotz ihrer zwanzig Jahre erfahren und Frau genug zu wissen, daß es so hatte kommen müssen. Sie wußte nur nicht, was danach geschah und hoffte auf ein Wunder.

»Darf ich aufstehen?«

»Das darfst du.«

Cynthia quälte sich hoch. Sie hatte noch immer Schwierigkeiten mit dem Sprechen, weil ihr der Hals brannte. Mit der ausgestreckten Hand umklammerte sie einen verwachsenden Zweig und blieb leicht schwankend und zitternd vor Romero Sanchez stehen.

»Beeil dich!«

»Ja, schon gut.«

Sie beeilte sich nicht. Sie ließ sich Zeit, sie stachelte seine Geilheit noch stärker an, wie sie sich langsam aus dem Kleid schälte, unter dem sie nur die Hose aus grob gewebter Baumwolle trug.

Romero Sanchez knurrte wie ein Tier. Er leckte seine Lippen. Dabei sah die Zungenspitze aus wie ein blauer Knorpel. »Mach schon! Los, mach schon!«

Cynthia hatte ihr Kleid bis zu den Hüften herabgezogen. O ja, sie wußte schon, wie sie sich zu bewegen hatte, wenn es darum ging, einen Mann wild zu machen. Deshalb hatte sie sich auch so breitbeinig hingestellt und den Rücken durchgedrückt. Ihre prallen Brüste sprangen nach vorn, er sollte sie sehen und die Beherrschung verlieren.

Sanchez hatte alles vergessen. Er schleuderte die Peitsche neben sich zu Boden, er sah nur die junge Frau und deren Körper. Er stand kurz vor der Explosion, er war wie von Sinnen. Das Blut rauschte in seinem Kopf. Manchmal wischten sogar Schatten vor seinen Augen her, dabei entschwand das Bild des Mädchens für einen Moment.

Ein Schrei löste sich aus seinem Mund. Er klang wie ein heller Trompetenstoß aus dem Bartgestrüpp.

Er stürzte sich auf sie. Es sah aus, als wollte er ins Wasser springen. Die Arme hatte er vorgestreckt, seine Hände glichen den Greifklauen von Raubvögeln.

Cynthia sah ihn als Schatten. Sie hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und zerrte das Kleid genau im richtigen Augenblick wieder hoch, um die nötige Bewegungsfreiheit zu bekommen. Die brauchte sie nämlich, um ihr rechtes Bein hochzureißen.

Auf Deckung hatte Sanchez nicht geachtet. Deshalb traf ihn dieser Tritt auch voll.

Der Mann spürte den Schmerz wie eine Lanze, die ihm jemand in den Unterleib gerammt hatte. Das Gefühl machte ihn auch reaktionslos. Er fiel zu Boden und schrie nicht mal. Er preßte seine Hände nur auf die getroffene Stelle, wälzte sich herum, rollte durch das Gras und das Laub, wobei Tränen aus seinen Augen schossen. Er hatte den Mund geöffnet, dabei schnappte er nach Luft. Auch seine Augen standen weit offen, nur gelang es ihm nicht, etwas zu sehen.

Er lag auf dem Rücken, seine Beine zuckten, er starrte gegen den dunkler werdenden Himmel, ohne ihn zu sehen, und das Mädchen bückte sich, um nach der Peitsche zu greifen. Daß sie das Kleid dabei nicht geschlossen hatte, machte Cynthia nichts aus. Sie steckte voller Haß, sie wollte sich rächen, und sie schlug zu.

Das Pfeifen des Riemens war Musik in ihren Ohren. Es heizte sie noch an, sie schlug und schlug, lauschte dem Klatschen, wenn die schwere Lederschnur traf, und hörte auch Romeros Stöhnlaute, dieses Mannes, der zahlreichen Menschen soviel Böses angetan hatte, als Anführer einer Inquisitionstruppe.

Ihr Haß war zu stark. Sie hätte mehr an sich denken sollen und hatte auch die anderen Häscher vergessen.

Vielleicht hätte sie noch das Hecheln oder Knurren gehört. Statt dessen hörte sie das Klatschen der Peitsche, bis etwas gegen ihren Rücken wuchtete und sie über den liegenden Körper des Mannes hinwegschleuderte. Da hörte Cynthia das Knurren, prallte auf den Bauch, schlug mit dem Gesicht gegen die Erde. Heißer Atem streifte über ihren Nacken, dann waren die Zähne da und bissen sich fest.

Ein Schrei klang auf.

Cynthia erwischte ein Schlag.

Von da an wußte sie nichts mehr.

***

Es war so gekommen, wie Cynthia es vorausgesehen hatte. Sie war in das Verlies der Burg geschafft worden, in einen besonderen Raum, in dem auch die Folterinstrumente standen.

Die Männer waren gekommen und hatten sich mit ihr beschäftigt. Zuerst hatten sie ihr die Kleider vom Leib gerissen und waren über sie hergefallen wie die Tiere. Nein, schlimmer noch. Cynthia hatte sich gewünscht, tot zu sein, sie war es nicht. Sie hatte all die Demütigungen über sich ergehen lassen, um anschließend die Folter zu erleben. Was man ihr dabei angetan hatte, konnte sie nicht mehr nachvollziehen, es war jedenfalls furchtbar gewesen. Sie hatte oft genug das Bewußtsein verloren, war durch eiskalte Wassergüsse wieder in den normalen Zustand zurückgeholt worden, damit die Knechte weitermachen konnten.

Das hatten sie getan.

Ihre Schreie, ihr Jammern und Betteln hatten sie dabei nicht gestört. Es hatte sie nur noch mehr angestachelt, und Cynthia wäre irgendwann gestorben, wenn nicht jemand Einhalt geboten hätte, weil sie noch bei lebendigem Leib brennen sollte.

Sie hatten sie aus der Folterkammer geschafft und in ein anderes Verlies gebracht. In einen stockfinsteren Raum, in dem Cynthia ebenfalls allein lag.

Ob sie nun allein war oder ob jemand mit ihr litt, das alles kümmerte sie nicht. Ihre eigenen Schmerzen, ihr eigener Zustand war wichtiger. Zudem noch das Schicksal, das ihr am anderen Tag bevorstand, denn auf sie wartete der Scheiterhaufen.

Sie lag auf einem feuchten Boden. Er war kalt, er war klebrig. Irgend jemand hatte altes Stroh hineingekippt. Zuwenig für das Verlies. Zudem war das Zeug naß und klebrig, einfach widerlich. Cynthia wurde mit den Schmerzen irgendwann fertig. Das heißt nicht, daß sie sich daran gewöhnt hätte, aber sie schaffte es, sich zu bewegen, und sie merkte auch, daß sie wieder denken konnte.

Zuerst stellte sie fest, daß sie nackt war. Die Kleider hatte man ihr vom Leib gefetzt und achtlos weggeworfen. Als sie ihren Körper abtastete, stellte sie fest, daß die Folterinstrumente zahlreiche Wunden hinterlassen hatten. Sie spürte das Blut an ihren Fingern und den Schorf, der sich schon an einigen Stellen auf ihre Wunde gelegt hatte. Kopfschmerzen plagten Cynthia, seit ihre Haar büschelweise rausgerissen worden waren.

Es war tief in der Nacht. Wieviel Zeit ihr noch bis zum Morgen blieb, wußte sie nicht, aber sie selbst hatte schon einmal aus der Entfernung zugesehen, wie ein Scheiterhaufen errichtet worden war. Sehr schnell war dies geschehen. Die Szene hatte zu einer der eindrucksvollsten ihrer Kindheit gehört. Sie hatte sie nie vergessen können, und der nächste Scheiterhaufen würde für sie sein.

Cynthia wunderte sich, daß sie noch weinen konnte. Sie spürte Tränen auf ihrem Gesicht und kroch über den Boden wie ein waidwundes Tier.

An einer kalten Wand stoppte sie. Dort kauerte sie sich hin. Schüttelfrost durchfuhr ihren Körper.

Die Kälte war nicht auszuhalten. Wenn nicht das Feuer des Scheiterhaufens Cynthia umbrachte, dann würde schon die Kälte dafür sorgen.

Dazu wollten es die Peiniger aber nicht kommen lassen. Das Schicksal sollte ihnen den Spaß nicht verderben. Cynthia hörte die Schritte. Sie klangen so weit entfernt, obwohl sie so nah waren. Wahrscheinlich stimmte etwas mit Cynthias Gehör nicht, und sicherlich hatte auch ihr Gleichgewichtssinn unter der Folter gelitten.

Sie hörte schräg über sich ein Schaben. Irgendeine Tür oder Klappe wurde geöffnet.

Sehr langsam drehte sie den Kopf nach links.

Glut schwebte in der Luft. Es roch nach Rauch. Sie hörte Stimmen, ein Lachen, dann schleuderten starke Hände die glühenden Kohlen von der Schaufel. Sie fielen in das Verlies, sie prallten auf, nicht alle Kohlestücke zerbrachen, einige rollten über den Boden auch in ihre Richtung, und Cynthia spürte ihre Berührungen an den Beinen wie Glutküsse. Aber sie schrie nicht, zog die Beine nur an, auch wenn es schmerzte, und rückte weiter zurück.

»Du sollst uns nicht erfrieren, Hexe«, sagte jemand und legte Kohlen nach.

Ein anderer meinte: »Außerdem kannst du dich schon an das Feuer gewöhnen. Bald wird es dich packen.«

Lachend verschwanden die beiden Schergen, nachdem sie die Klappe zugeschlagen hatten.

Wieder war Cynthia allein.

Diesmal mit den glühenden Kohlen, die schon eine gewisse Wärme ausstrahlten, was ihr auch guttat.

Trotzdem saß sie da, zitterte, atmete hechelnd. Den Blick nach innen und ins Leere gerichtet. Weit geöffnete Augen, ein zitternder Mund mit blutigen Lippen.

Die Glut hatte die Dunkelheit durchbrochen. Sie gab zwar nur wenig Licht, doch es reichte aus, um wenigstens die Innenmauern erkennen zu können. Cynthia hatte man in das kleinste Verlies geschafft. Es war kaum hoch genug, um sich aufrichten zu können. Sie mußte auf dem Boden bleiben und warten.

Die Kohlen glühten nicht nur, sie sonderten auch einen beißenden Gestank ab. Er wehte durch den Raum, er legte sich ätzend auf ihre Atemwege, und ihre Augen begannen zu tränen.

Der Geruch floß nirgendwo ab. Der Qualm blieb im Raum. Sie dachte daran, daß sie auch ersticken konnte. Noch bekam sie Luft, aber sie hustete und keuchte immer lauter.

Noch eine Folter?

Cynthia preßte die Hände gegeneinander. Auf den Handflächen waren kleine Wunden zurückgeblieben. Als sie daran dachte und zudem auf die Glut schaute, kamen ihr wieder die fürchterlichen Folterinstrumente der Knechte in den Sinn.

Auch die waren an ihren Enden heiß gemacht worden und hatten geglüht wie unheimliche Augen.

Wieder holte sie Luft und keuchte, weil der Rauch so stark im Hals kratzte. Der Husten schüttelte sie durch. Ihr Oberkörper sackte dabei nach vorn.

Sie fror und schwitzte zugleich, sie holte wieder Luft, hustete erneut und war froh, daß dieser Anfall nach einer Weile vorbei war.

Cynthia Droux wischte durch ihr Gesicht. Sie verschmierte den Schmutz, das Blut und den Ruß, aber ihre Augen blieben kalt. Mit ihnen hatten sich die Folterknechte nicht beschäftigt.

Sie blickten nach vorn.

Und sie sah den Mann!

***

Wie er ihr Verlies betreten hatte, wußte sie nicht. Er war nicht durch die Tür gekommen, zumindest hatte sie nichts gehört, aber er stand vor ihr, und das war keine Täuschung. Er mußte durch die Mauer geschwebt sein, er war ein Magier, ein Zauberer und ein Hexenmeister zugleich. Er bewegte sich nicht, und es machte ihm auch nichts aus, daß er dort stand, wo die Kohlen lagen.

War er ein Mensch? War er ein Geist?

Trotz der erlittenen Qualen und der noch vorhandenen Schmerzen schaffte es die junge Frau, sich auf die Erscheinung zu konzentrieren. Nur sie beherrschte ihr Denken, sie war es, die ihr nicht mal Angst einjagte, sondern Hoffnung gab, und Cynthia wunderte sich darüber, daß es ihr trotz der erlittenen Folter gelang, noch eine Frage zu stellen.

»Bist du… bist du der Teufel?«

Die Gestalt gab ihr keine Antwort. Sie stand nur da und schaute sie an.

Cynthia wußte nicht, was sie dagegen unternehmen sollte. Sie schämte sich plötzlich wegen ihrer Nacktheit, aber sie schaffte es auch nicht, den Blick von diesem Eindringling zu wenden, und so saugte sie jede Einzelheit in sich auf, die sie erkennen konnte.

Er war hochgewachsen.

Ob er aus Fleisch und Blut bestand, wußte sie nicht, denn er war zu dunkel, glich mehr einem in die Luft gemalten Schatten, der sich nicht rührte und auf einen bestimmten Befehl wartete. Dunkel war sein Körper oder die Kleidung, aber heller schimmerte sein Gesicht, auch wenn es durch die abstrahlende Glut der Kohle einen rötlichen

Schimmer gekriegt hatte.

Ein schmales Gesicht, eine Haut ohne die Wunden einer schlimmen Folter. Eine hohe Stirn, das glatte Haar straff zurückgekämmt, eine leicht gebogene Nase, Wangen, über die sich die Haut scharf spannte, und ein Kinn, das etwas weit hervorsprang.

Sehr dunkle Augen, in deren Pupillen ein schwaches Schimmern der Glut zitterte. Er trug einen langen Umhang, an den Schultern schmaler, in Höhe der Waden breit wie ein Reifrock.

Wer war dieser Mann?

Er schien die Hitze der Kohlen ebensowenig zu spüren wie den Rauch. Er war etwas Besonderes, und von ihm ging eine Kälte aus, die Cynthia frösteln ließ. Das war keine normale Kälte, wie der Mensch sie im Winter erlebte, diese hier war anders.

Die junge Frau konnte dieses Gefühl nicht in Worte fassen, denn eine derartige Kälte hatte sie noch nie erlebt, einen so starken Blick ebenfalls nicht.

Sie wartete noch immer auf eine Antwort, und der Unbekannte ließ sich damit Zeit. »Willst du dein Leben behalten und den Häschern entkommen?« Mit dieser Frage überraschte er Cynthia schließlich.

Die Gequälte hatte die Frage verstanden, doch sie wußte keine Antwort.

»Willst du es?«

»Ja - ja!« stieß sie hervor. »Ich… ich will es. Ich will am Leben bleiben! Ich bin nicht… ich will nicht sterben. Ich will nicht im Feuer verbrennen…« Sie hatte keine Kraft mehr, um noch etwas zu sagen. Ihre weiteren Worte versickerten im Hals, der so trocken war wie ein Sandbett.

»Vertraust du mir?«

Sie nickte.

Zum erstenmal zeigte der Unbekannte eine Regung. »Das ist gut«, lobte er sie, »denn du mußt mir voll vertrauen.«

Cynthia lauschte seiner Stimme nach. Sie klang normal und trotzdem anders. Sie suchte nach einer Erklärung, es war schwer, sie zu finden. Diese Stimme hallte irgendwo nach. Sie schien von woanders her zu kommen, während der Mann in ihrem Verlies stand. Als hätten er und die Stimme keinerlei Verbindung miteinander.

Es war alles so seltsam und unerklärlich. Nur befand sich Cynthia nicht in der Situation, um darüber nachdenken zu können. Sie mußte sich den Tatsachen stellen und vor allen Dingen an sich denken.

Alles würde sie tun, um dem Scheiterhaufen zu entwischen. In ihrem Mund hatte sich wieder etwas Speichel angesammelt. So schaffte sie es, die nächsten Worte hervorzubringen. »Was soll ich denn tun, wenn du mich fragst, ob ich dir vertrauen will?«

»Du mußt mir etwas geben!«

Cynthia begriff die Antwort nicht. Sie war nackt und konnte sich nicht vorstellen, was sie ihm noch geben sollte. Es sei denn - aber das hatten sich die anderen schon genommen, als sie sich auf sie gestürzt hatten.

»Ich…?« flüsterte sie.

»Ja.« Er kam näher. Es war kaum etwas zu hören. Die Gestalt schien über der Glut zu schweben.

»Wenn ich dich vom Scheiterhaufen wegholen soll, wirst du mir etwas geben, das ich brauche. Es ist dein Blut, Cynthia Droux. Ich will dein Blut!«

In diesem Augenblick hatte sie ihre schreckliche Vergangenheit vergessen. Sie war völlig klar, ihre Gedanken arbeiteten wie immer, und sie bekam auch mit, wie sich auf der breiten und hohen Stirn der Gestalt etwas veränderte.

Auf der Haut malte sich ein Zeichen ab, ein Buchstabe. Cynthia wußte, daß es ein Buchstabe war, sie hatte ihn schon gesehen, aber sie kannte dessen Bedeutung nicht, denn es war ihr nie vergönnt gewesen, das Lesen und das Schreiben zu lernen.

So wußte sie nicht, daß sich auf der Stirn des Fremden ein großes D abzeichnete. Es blieb auch nicht lange, denn nach dem nächsten Schritt war es verschwunden.

Jetzt stand er vor ihr und Cynthia begriff nicht, wie jemand so etwas schaffen konnte. Sie schüttelte den Kopf, auch wenn es ihr schwerfiel, und er fragte: »Du willst nicht?«

»Doch, doch, ich will.«

Er beugte sich zu ihr herab. Mit Flüsterstimme fragte er: »Dann gibst du mir dein Blut?«

»Ja, aber was ist…?«

Er kniete sich hin und sprach erst dann. »Nichts wird sein. Ich werde dich dafür vom Scheiterhaufen wegholen, aber das ist nicht alles. Ich verspreche dir, daß du leben wirst. Sehr lange leben, für immer, wenn du willst, für immer…«

Für immer!

Diese beiden Worte nagelten sich in ihrem Gehirn fest. Sie waren auch nicht wegzutreiben, sie durchstießen den Kopf des Mädchens wie Befehle, an die sie trotzdem nicht glauben wollte, und sie fragte sich, ob dieser seltsame Eindringling gelogen hatte.

Sein Gesicht sah sie jetzt dicht vor sich. Es waren kalte, glatte Züge. Es strahlte eine gewisse Frische aus, aber sie nahm auch den Geruch wahr, der den der glühenden Kohlen sogar noch übertraf.

Was war das für ein Geruch?

War es Verwesung - Moder? Cynthia erinnerte sich daran, vor einigen Jahren ein halbverwestes Reh im Wald gefunden zu haben, und das hatte ähnlich gerochen.

Sie schaffte es, den Geruch zu ignorieren und eine Frage zu stellen. »Wie kann man für immer leben?«

»Ich kann es«, antwortete er leise. »Und du wirst es auch können, wenn du zu meinen Bräuten zählst.«

»Bräuten - ja?« Sie schluckte. »Ich soll deine Braut werden? Das… das hört sich nach einer Hochzeit an?«

»Es ist auch eine.« Er faßte sie an. Er legte seine flache Hand gegen ihre linke Wange.

Cynthia schauderte zusammen. Nicht wegen der Berührung, sondern wegen der Kälte, die diese Hand ausstrahlte. Es war wieder die gleiche Kälte, die sie schon bei seiner Anwesenheit gespürt hatte und die nicht normal gewesen war.

Das Mädchen hob die Schultern, als es schauderte. Seine Augen brannten plötzlich, eine Gänsehaut bedeckte ihren geschundenen Körper, und der Fremde ließ seine Hand weiter an ihrem nackten Körper nach unten wandern. Ihr war, als würde ein Stück Eis dabei in die Tiefe rutschen, denn die Kälte blieb.

»Es wird eine besondere Hochzeit zwischen uns beiden werden«, versprach er ihr. »Und du, das weiß ich, wirst mir für alle Zeiten dankbar sein. Ich werde dich mitnehmen. Ich werde dich lange in meiner Welt aufbewahren, denn endlich habe ich es geschafft, sie herzurichten. Und es wird der Zeitpunkt kommen, wo du wieder in diese Welt zurückkehren wirst, alterlos, so wie jetzt. Aber diese Welt wird eine andere sein, weil viele, viele Jahre vergangen sein werden. Du aber bist die gleiche geblieben, meine kleine Freundin. Du wirst dich nicht verändert haben, und du wirst in meinem Namen unterwegs sein.«

Cynthia Droux begriff nichts. Sie träumte auch nicht. Es entsprach alles der Wahrheit. Es war so wahr, wie es auch mit der Folter geschehen war. Keine Lüge, kein Schweben in irgendeiner Alptraumwelt. Der Fremde war ebenso eine Tatsache wie das Verlies, die glühenden Kohlen und auch die Kälte, die feucht in den Wänden klebte.

Seine Hand war auf ihrer Brust wie ein kaltes Tuch liegengeblieben. »Willst du?«

»Bleibt mir eine Wahl?«

»Ja, der Tod im Feuer. Das Verbrennen zu Asche. Das ist die eine Seite. Vertraust du mir, werde ich dir das ewige Leben geben. Das verspreche ich dir.«

»Wer bist du?«

»Du wirst mich nicht kennen. Zu deiner Zeit hat es mich noch nicht gegeben. Ich bin aus einer anderen Zeit zu dir gekommen, um dich zu holen. Ich habe mein Reich errichten können, in dem ich als einziger herrsche.«

»Dann bist du ein König?«
»Ja, so etwas bin ich.«
Cynthia nickte. Für einen Moment schaute sie ihn nicht an. Sie dachte noch immer über seinen Vorschlag nach, obwohl sie sich längst entschlossen hatte, ihn anzunehmen.
Er zog seine Hand zurück und sagte dabei: »Ich kann auch wieder gehen, wenn du…«
»Nein, nein - bleib bitte.« Sie griff schnell nach und bekam das Gelenk zu fassen.
Da lächelte er.
Es war ein besonderes Lächeln, das spürte Cynthia sofort. Er zog seine Lippen zurück. Im letzten Schein der Glut schimmerten seine Zähne ebenfalls rötlich, aber die waren nicht alle normal. Sie sah zwei längere, die zudem vorn spitz zulief en, und die wuchsen aus dem Oberkiefer hervor. Cynthia wußte nicht, was sie davon halten sollte, zudem holte er sie mit einem harten Griff zu sich heran, drehte ihren Körper auf die Seite und ließ ihn so liegen, daß er nur den Kopf nach vorn beugen mußte, um an ihren Hals zu gelangen.
»Was ist denn jetzt?«
»Ich werde dir den Kuß geben, der unsere Gemeinschaft besiegelt«, versprach er ihr.
»Kuß?«
»Ja, er gehört doch zu einer Hochzeit. Und wir werden eine besondere erleben.«
Sie wollte nicken, aber der Mann hatte bereits seine linke Hand in ihrem Haar vergraben, zog daran und bog den Kopf auf die rechte Seite, damit sich die Haut an ihrer linken spannen konnte.
Dracula II zitterte plötzlich.
Seine Gier erwischte ihn wie der Schlag einer Peitsche. In den Adern dieser jungen Frau sprudelte genau das Blut, das er benötigte. Es war so herrlich frisch, so warm, und er knurrte wie ein Tier, als er den Mund so weit wie möglich aufriß.
Dann sank der Kopf herab.
Cynthia konnte nicht mehr sprechen. Sie begriff auch nichts. Dafür spürte sie für einen kurzem Moment die Berührung der beiden spitzen Zähne an ihrem Hals.
Danach der Biß!
Dieser im Vergleich zur vorherigen Folter leichte Schmerz ließ sie trotzdem zusammenzucken.
Mehr geschah nicht mit ihr. Sie hörte noch die schmatzenden Laute und auch ein tiefes Knurren, als hätte sich ein Tier an ihrem Hals festgebissen.
Dann sank sie hinein in eine weiche, tiefe, unendlich schwarze Dunkelheit. Für sie wurde alles so leicht und herrlich, sie schwamm

weg, weit weg, sie schwamm einem neuen Leben entgegen…

***

Der andere Morgen!

Ein kalter Wind blies von Norden her über die Landschaft hinweg, und er hatte die Kälte der Berge mitgebracht, die er auf seinem Weg nach Süden überwunden hatte.

Im ersten klaren Licht des Tages waren die vier Knechte gekommen und hatten Cynthia Droux aus dem Verlies geholt.

»Bald wirst du brennen«, hatten sie ihr versprochen und keinerlei Reaktion erhalten.

Wie auch schon zuvor, als sie das Verlies betreten hatten. Sie hatten mit Widerstand gerechnet, mit einem letzten Aufbäumen der geschundenen Kreatur, so jedenfalls war es öfter gewesen, deshalb waren sie auch zu viert erschienen, aber nichts von dem war geschehen.

Cynthia Droux hatte völlig apathisch auf dem Boden gelegen. Um sie herum verteilten sich die Kohlestücke, die längst erkaltet waren. Sie hatte sich auch nicht gerührt, als sie in die Höhe gezerrt worden war. Schlaff hatte sie in den Griffen zweier Männer gehangen, während die anderen beiden an der Tür warteten und zuschauten.

»Die ist tot!«

Diese Worte bestätigten sich nicht, denn kurze Zeit später hatte Cynthia die Augen aufgeschlagen, den Mund etwas geöffnet und so geknurrt wie ein Tier. Zudem hatte sie ihre Peiniger mit einem Blick angeschaut, der diese schaudern ließ.

Sie hatten sie dann so schnell wie möglich aus dem Verlies nach oben geschafft und in den vergitterten Wagen gestellt. Dieser Wagen hatte sie dann hinunter in den Ort gebracht, wo auf dem Marktplatz bereits der Scheiterhaufen errichtet worden war.

Aus ihm hervor ragte wie ein steifer Arm der Pfahl, an dem sie festgebunden werden sollte.

Die Gaff er standen schon bereit. Sie klatschten, als sie den Wagen sahen. Männer, Frauen und Kinder froren in der morgendlichen Kälte, aber keiner wollte sich das Schauspiel entgehen lassen.

Cynthia kniete auf dem Boden, dicht vor dem Gitter. Mit beiden Händen hielt sie die Stäbe fest. Sie sah die Gaffer, sie sah die alten Hütten und Häuser, aber sie schaute nicht richtig hin, denn in ihrem Innern tobte ein anderer Drang.

Es war eine Sucht geworden. Blut!

Menschenblut!

Sie wollte es, sie brauchte es, sie sehnte sich danach, und sie schaute durch die Lücken zwischen den Stäben gegen all die Menschen, die in ihrer Nähe standen und sie anstarrten.

In ihren Adern floß Blut, herrlicher Lebenssaft, doch sie waren einfach zu weit entfernt, und Cynthia konnte es nie schaffen, an sie heranzukommen.

Sie knurrte, fauchte, aber diese Geräusche gingen im Rattern der eisenbeschlagenen Räder unter.

Niemand hörte sie, man sah sie, man schrie sie an, man beschimpfte sie als Hexe und Buhlerin des Teufels, und sie hatte für all diese Worte nur ein kaltes Grinsen übrig. Niemand sah genauer in ihr Gesicht, keiner konnte erkennen, daß sie die Oberlippe zurückgezogen hatte und so ihre beiden Vampirzähne freilagen, die ihr im Laufe der Nacht gewachsen waren.

Auch hatte sie ihre Gedanken abgestellt. Um den Scheiterhaufen drehten sich ihre Überlegungen nicht. Sie dachte vielmehr an den Fremden, der sie in der vergangenen Nacht besucht und ihr das ewige Leben versprochen hatte, auch wenn er es auf seine Art und Weise durchführen würde.

Ja, sie würde leben.

Sie würde auch das Blut bekommen, um weiterhin existieren zu können. Sie würde dabei ihren Körper einsetzen und es sich von den Männern holen, die sich nicht beherrschen konnten, wenn sie diese Frau sahen.

Kinder hatten sich mit Steinen bewaffnet, und niemand hinderte sie daran, diese Steine nach der Hexe zu werfen.

Cynthia zog den Kopf ein. Manche Steine prallten gegen die Stäbe, andere fanden ihren Weg durch die Zwischenräume. Ein Stein erwischte sie sogar am Kopf. Er riß an der linken Seite ihrer Stirn die Haut auf und hinterließ dort eine tiefe Furche.

Sie lächelte nur.

Kein Schmerz mehr - einfach nichts.

Dann lachte sie.

Es war ein hartes, ein grausam klingendes Lachen, so laut, daß es die anderen Geräusche übertönte, was zudem einfach war, denn der Karren hatte sein Ziel erreicht. In der Nähe des Scheiterhaufens hatten die zwei Pferde angehalten, und es waren ebenfalls zwei Knechte, die das Gitter an der Rückseite des Wagens aufzerrten.

»Komm raus!«

Cynthia strich ihr Haar zurück, nickte und drehte sich schwerfällig um. Sie kroch auf den Ausgang zu, wo sie von grinsenden Männern erwartet wurde, deren Grinsen allerdings erstarb, als sie in das Gesicht der »Hexe« schauten.

Darin war keine Spur von Angst zu lesen. Nichts funkelte in den Augen. Es war glatt geblieben. Sie stand sogar mit einer geschmeidigen Bewegung auf und sprang vom Wagen.

Niemand brauchte sie zu zerren, sie schrie nicht, sie tobte nicht, und

sie ließ es geschehen, daß ein dritter kam und ihr einen Strick um die Hüfte legte.

Man führte sie zum Scheiterhaufen.

Es waren nur wenige Schritte. Der Weg dorthin war vom Schreien der Gaffer begleitet. Sie wollten die Hexe brennen sehen. Sie stießen ihre Arme nach vorn und wiesen mit den Fingern auf die Person, die angeblich mit dem Satan gebuhlt hatte.

»Die teuflische Schönheit für das Feuer!« schrieen sie. »Hinein in die Flammen…!«

Man spie sie an, und Cynthia senkte nicht einmal den Kopf. Sie nahm es gelassen hin, denn seit der vergangenen Nacht wußte sie, daß nur sie die Siegerin war.

Dann aber stoppte sie doch. Sie drückte sich in die Griffe der Häscher zurück, denn sie hatte einen Mann gesehen, der wie ein Denkmal plötzlich vor ihr stand.

Es war Romero Sanchez!

Er lächelte sie an. In seinen Augen lag der Haß. In der rechten Hand hielt er einen langen Stab, der an der Spitze dick mit Pech bestrichen war, über das bereits das Feuer tanzte.

»Hast du auf mich gewartet?« fragte Cynthia.

»Ja!«

»Ich dachte es mir!«

»Und ich werde derjenige sein, der das Feuer entfacht. Ich übergebe dich dem Feuer!«

»Ich habe es erwartet!«

»Und du hast keine Angst?«

»Nein, das habe ich nicht! Ich werde nicht sterben, Sanchez. Kein Feuer kann heiß genug sein, um mich zu vernichten, denn es gibt Kräfte, die noch mächtiger sind. Dir aber sage ich, daß du oder andere aus deiner Familie noch von mir hören werdet. Ich gebe dir den Rat, immer daran zu denken, und gib dies auch weiter an deine Nachkommen, vorausgesetzt, du bekommst welche. Behalte meine Worte gut. Sie sind kein Spaß. Ich habe sie blutig ernst gemeint!«

Sanchez war verunsichert. Mit einer derartigen Reaktion hatte er nicht gerechnet. Er war auch durcheinander. Fragen huschten durch seinen Kopf. Woher, zum Henker, nahm diese Frau den Mut, ihm das alles zu sagen? Wenn er darüber nachdachte, kriegte er sogar Angst. Das konnte er sich nicht leisten, nicht vor all den anderen, die den Worten der Hexe zugehört hatten.

Deshalb reagierte er so überraschend schnell und auch laut. »An den Pfahl mit ihr, bevor sie noch mehr dieser gotteslästerlichen Lügen verbreitet. Sie muß brennen, sie muß zu Asche werden. Niemand wird für eine Hexe wie sie ein Gebet sprechen. Packt sie!« Nach den letzten Worten drehte er sich mit einer schnellen Wendung ab.

Cynthia erhielt einen Stoß in den Rücken. Sie taumelte nach vorn. Einen Schmerz verspürte sie nicht, und deshalb lachte sie auch, als man sie fortzerrte. Sie mußte um den Scheiterhaufen herum.

An der Rückseite war eine Lücke in das Reisig geschlagen worden, dort schob man sie hindurch und auf den hohen grauen Pfahl zu, der mit seiner Spitze in den klaren Morgenhimmel ragte.

Zwei Kerle gingen mit ihr. Einer hielt die Stricke schon bereit. Daß ihr schon ein Strick um die Hüften gebunden war, interessierte die Männer nicht. Sie wollten es ganz genau machen, preßten sie gegen den Pfahl und wickelten ihr die anderen Stricke um den Leib, vom Hals bis hin zu den Knien.

Alle aus dem Dorf und auch aus den Nachbarorten hatten sich versammelt. Sie bildeten eine Mauer aus Leibern, und selbst die Alten hatte man nicht zu Hause gelassen. Sie hockten auf Stühlen oder Schemeln und starrten Cynthia an oder glotzten ins Feuer.

Die Weiber schrieen.

Viele Männer bewunderten Cynthias nackten Körper, der einfach schön war.

»Der Teufel hat ihr diesen Leib gegeben!« brüllte eine alte Frau. »Nur der Teufel! Sie soll brennen! Die Sünde soll zu Asche werden!« Die Alte streckte die gefalteten Hände dem Himmel entgegen, als wollte sie, daß der Allmächtige ihre Worte bestätigte.

Der Pfarrer war nicht gekommen.

Cynthia lächelte, als sie daran dachte, denn sie kannte den Grund. Schließlich hatte er es bei ihr auch schon versucht, sie waren aber gestört worden, und einen zweiten Anlauf hatte er nicht unternommen. Sie hätte ihm gern diese Tat mit harten Worten entgegengeschleudert, aber was brachte es? Das andere Leben, das neue war wichtiger.

Cynthia spürte die Stricke, die in ihre nackte Haut schnitten. Aber es gab keine Schmerzen, nur eben diesen Druck.

Als Romero Sanchez seinen rechten Arm mit der Fackel anhob, dachte sie wieder an ihren nächtlichen Besucher. Würde er tatsächlich die Kraft haben, sie aus dieser Feuerhölle zu befreien?

Sie wußte es nicht, sie konnte es sich auch nicht vorstellen. Wie sollte jemand die Flammen betreten können, ohne daß er selbst verbrannte? Andererseits hatte er auch ihr Verlies betreten, ohne eine Tür zu öffnen. Vielleicht war er durch die Wand gegangen. Bei ihm war eben alles möglich.

Sanchez Lachen riß sie aus ihren Gedanken. Er lachte deshalb, weil er die Fackel schleuderte. Weit brauchte er sie nicht zu werfen. Zweimal drehte sie sich in der Luft, dann kippte sie nach vorn und mit dem brennenden Ende zuerst in das Reisig.

Es war pulvertrocken und griff gierig nach dem Feuer.

Cynthia hörte das Knistern und Fauchen. Rauch setzte sich von den Flammen ab und bildete einen breiten Vorhang, der nur schwer zu durchschauen war. Hinter ihm hatte sich die Masse der Gaffer verändert. Durch den sich bewegenden Rauch sahen sie aus, als würden sie ebenfalls tanzen und sich darüber freuen, wenn die Flammen zugriffen und die Hexe verbrannten.

Das Feuer kam näher.

Reisig zerplatzte, fuhr glühend in die Höhe, die Flammen griffen weiter, aber sie spürte keine Hitze.

Rauch trieb gegen ihr verzerrtes Gesicht. Ihr Mund stand offen. Niemand sah ihre Zähne, denn sie zeigte ein verbissenes Grinsen, und der Rauch verdichtete sich noch mehr.

Nicht er würde ihr gefährlich werden, es waren die Flammen, denen auch ein Vampir nicht entwischen konnte. Sie nahmen und holten sich die Nahrung.

Kälte im Feuer!

Urplötzlich spürte sie das Gefühl, und es war genau die Kälte, die Cynthia schon in der Nacht kennengelernt hatte, und sie genau gab ihr die Hoffnung.

Er war da. Er war gekommen. Er hatte sein Versprechen tatsächlich eingehalten.

Sie sah ihn nicht, sie spürte ihn, denn seine Kälte umwehte sie wie ein Eisguß in der Hölle.

»Ich hole dich!«

»Jetzt…?«

Ihre Fesseln fielen. Rauch umgab sie, erschwerte die Sicht, aber er nahm den anderen auch die Sicht auf sie. Wahrscheinlich würden die Gaffer überhaupt nicht sehen, was sich in dem Feuer abspielte.

Möglicherweise ein paar seltsame Bewegungen, mehr nicht.

»Jetzt wirst du mit mir kommen, Cynthia…«

»Und wohin?«

»In meine Welt.«

»Was ist das?«

Die Flammen fauchten, knatterten, umtanzten sie und gaben auch noch andere Geräusche ab, die Cynthia nicht einordnen konnte. »Die Welt der Schatten, die Welt des kalten Lichts, wo du warten kannst. Sie wird dir gefallen, meine Liebe.«

»Hat sie einen Namen?«

»Es ist die Vampirwelt…«

Seine letzten Worte. Ein Windstoß fachte das Feuer noch einmal an. Es loderte hoch auf, die Menschen schrieen, sie wollten die Hexe zu Asche werden sehen, und sie liefen trotz Hitze und Rauch näher an den Schauplatz heran.

Dort sahen sie nichts.

Die Hexe war verschwunden.

Flammen leckten von unten her wie lange Feuerschlangen über den leeren Pfahl, und was alle anderen sahen, das sah auch ein Mann namens Romero Sanchez.

Er dachte an die letzten Worte dieser verfluchten Person und wurde blaß.

»Der Teufel!« brüllte eine Frau und tanzte dabei auf der Stelle. »Der Teufel hat sie geholt.« Mit der Hand deutete sie immer wieder auf den Scheiterhaufen. »Er hat sie geholt, und nun werden sie gemeinsam in der Hölle schmoren!«

Noch nie in ihrem Leben hatte sich die Frau so geirrt wie an diesem kalten Morgen…

***

Sheila Conolly schaute mich über den schmalen Tisch hinweg an, und ich sah die Tränen in ihren Augen schimmern. Sie waren so plötzlich gekommen, daß ich mir diesen Vorgang nicht erklären konnte, denn sie hatte zuvor nur einen Satz nach der Begrüßung gesagt.

»Es ist was mit Bill.«

Deshalb also hatte sie mich allein an diesem Morgen treffen wollen. In einem kleinen netten Café, das zumeist von jüngeren Menschen bevölkert wurde.

Wir hatten einen Tisch gefunden, der ziemlich weit hinten lag. Der Tisch und die beiden Korbstühle mit den gestreiften Sitzkissen standen neben einer schrägen Glaswand, hinter der sich der kleine Parkplatz des Cafés befand. Auf dem Gelände standen noch die Autos der Besucher, die in umliegenden Boutiquen einkauften.

Der Tisch war durch eine Decke in einem gelblichen Weiß verborgen, und aus einer sattgrünen Blumenvase schauten einige Blüten hervor. Ich hatte die Vase zur Seite gerückt, um Sheila besser sehen zu können. Sie holte ein Taschentuch hervor und tupfte ihre Tränen aus den Augenwinkeln, während uns die Bedienung den Kaffee und auch die beiden Cognacs brachte.

Ich griff nach dem Glas. »Trinken wir erst, Sheila, und dann kannst du der Reihe nach berichten.«

»Pardon, John, ich wollte es nicht. Aber…«, sie schluckte, »es ist plötzlich über mich gekommen.«

»Das ist schon okay.«

Auch sie trank. Ich schaute sie über den Glasrand hinweg an. Ihr Gesicht wirkte längst nicht so entspannt wie sonst. Um die Mundwinkel herum lag ein harter Zug, die Augen waren vom Weinen feucht geworden, und das lindgrüne Kostüm an ihr wirkte streng und fremd. Als sie das Glas abgesetzt hatte, spielten ihre Finger mit den

blassen Perlen der Halskette.
Ich schenkte Sheila und mir Kaffee ein, bot ihr eine Zigarette an, die sie ablehnte.
Ich rauchte und nickte ihr dabei auffordernd zu. »Es hat doch keinen Sinn, wenn wir hier sitzen und Trübsal blasen. Du solltest endlich damit herausrücken, was dich bedrückt.«
»Klar, John, klar.« Sie nickte. »Es geht um Bill.«
Sheila hob ihre Tasse an. Sie hielt sie mit beiden Händen, weil ihre Finger zitterten. Ein paarmal schluckte sie, holte tief Luft, dann endlich brach es aus ihr hervor, und sie sagte: »ich… ich… habe das Gefühl, als würde er mich betrügen.« Nach diesem Satz schloß sie die Augen, als hätte sie Angst davor, mich ansehen zu müssen.
Ich sagte nichts, streifte Asche ab, trank einen Schluck Kaffee und formulierte dabei in Gedanken meine Frage. »Wie kommst du zu diesem Verdacht? Es ist doch einer - oder?«
»Ja, das stimmt.« Sie öffnete wieder ihre Augen. »Bill… nun ja, er ist in den letzten beiden Wochen oft verschwunden. Er ist fast jeden Abend weg und kommt erst spät wieder.«
Ich drückte die Zigarette aus, weil sie mir plötzlich nicht mehr schmeckte. Dafür zeichnete ich mit dem Fingernagel Figuren auf die Decke. »Weißt du denn, wo er hingeht?«
»Ja, das weiß ich.«
»Bitte.«
»In die spanische Botschaft.«
Nach dieser Antwort schaute ich Sheila an, als wäre sie ein völlig fremdes Wesen. Mit allem hatte ich gerechnet, damit allerdings nicht. Und ich schüttelte auch den Kopf, ein Zeichen, daß ich mich möglicherweise verhört hatte.
Sheila verstand mich schon, denn sie sagte: »Du hast richtig gehört, John, es ist die spanische Botschaft.«

***

»Was macht er denn da?«
»Das weiß ich nicht.«
»Bitte, Sheila.« Ich beugte mich vor. »Er wird dir doch etwas darüber gesagt haben.«
»Das schon.« Sie fuhr durch ihr Haar. »Aber er hat mir nicht die Wahrheit gesagt.«
»Woher willst du das wissen?«
»Ich fühle es.«
Ich lächelte. »Pardon, aber das ist mir zuwenig. Darauf kann ich kein Haus bauen.«
»John.« Sie räusperte sich. »Wir sind sehr lange verheiratet, sage ich mal. Wir kennen uns gut. Und weil wir uns so gut kennen, gibt es

zwischen uns ein gewissen Fluidum. Man sagt nicht grundlos, daß sich Ehepaare immer ähnlicher werden. Ich habe genau gespürt, daß Bill Probleme hat, und es sind nicht die Probleme, die ich sonst von ihm kenne, wenn es um irgendwelche Fälle geht. Das hier ist etwas anderes, du mußt es mir glauben, und deshalb mache ich mir große Sorgen.«

»Es ist also kein Fall.«

Sheila lehnte sich zurück und hob die Schultern. Hinter dem Kissen knarrte der Korb leise.

Ich blieb hartnäckig. »Ist es ein Fall, oder ist es keiner? Du hast mir die Frage noch nicht beantwortet.«

***

»Wie soll ich es sagen?« murmelte sie und erging sich in ihre Gedanken. »Man hat ihn angeblich gebeten, in die Botschaft zu kommen. Du kennst Bill ja auch lange genug. Du weißt, daß er mit Gott und der Welt bekannt ist. Und in der Botschaft soll etwas nicht gestimmt haben. Man hat dort geheimnisvolle Dinge entdeckt, sage ich mal.«

»Zu vage, Sheila, zu vage. Fangen wir noch mal von vorn an. Wer hat ihn gebeten?«

»Ein gewisser Juan Sanchez.«

»Wer ist das?«

»Der Stellvertretende Botschafter.«

»Und ihn kennt Bill?«

»Es sieht so aus.«

»Kennst du ihn ebenfalls?«

Sheila schüttelte den Kopf. »Leider nicht persönlich, nur vom Telefon. Er hat ein paarmal bei uns angerufen, ein sehr höflicher und kultivierter Mann, wenn ich der Stimme trauen darf. Aber das hat nichts zu sagen. In gewissen Punkten halten Männer immer zusammen.«

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Du hast aber eine schlechte Meinung von uns.«

»Sie ist realistisch.«

»Gut, weichen wir nicht ab. Bill ist also des öfteren in diese Botschaft und zu Señor Sanchez gefahren.«

»Genau.«

»Was hatte er mit ihm zu bereden?«

Sheila runzelte die Stirn und holte tief Luft. »Danach habe ich ihn natürlich gefragt, aber nur ausweichende Antworten erhalten. Er hat mir erklärt, daß er gerufen worden ist, um gewisse Dinge aufzuklären, die eigentlich nicht normal sind.«

»Wie meinst du das?«

»Überhaupt nicht, John. Ich kann da nicht mithalten, denn ich wurde nicht informiert. Angeblich ging es um eine seltsame Erscheinung, die sich in der Botschaft zeigt.«

»Sagen wir um Spuk.«

»Kann sein, wie auch immer.«

»Warum hat er mir nicht Bescheid gegeben?«

»Du warst nicht greifbar, John. Hast du dich mit Jane Collins nicht im Osten herumgetrieben?«

»Klar, da war die Sache mit Raniel.«

»Und Suko machte Urlaub.«

»Stimmt auch. Er und Shao werden morgen hier in London aus Hongkong eintreffen. Ich sprach gestern noch mit Suko. Bei ihnen ist der Urlaub auch nicht so verlaufen, wie sie es sich vorgestellt haben. Aber das tut nichts zur Sache. Bleiben wir bei Bill. Warum verdächtigst du ihn, sich von dir abzuwenden?«

Sheila funkelte mich an. Plötzlich sah sie aus wie jemand, der kämpfen wollte. »Es ist eine andere Frau im Spiel.« Sie ballte die Hände zu Fäusten. »Du bist keine Frau wie ich, John, aber eine Frau spürt so etwas, das sage ich dir.«

Ich blieb gelassen. »Hast du Beweise?«

»Wie meinst du das?«

»Ich brauche Beweise, Sheila.«

»Nein«, gab sie zu, »die habe ich nicht. Zumindest keine direkten Beweise, aber als Frau spüre ich so etwas. Ich habe es gerochen, wenn Bill spät in der Nacht nach Hause kam. Es war der fremde Geruch an ihm, und auch sein Benehmen hat sich mir gegenüber verändert. Er war kühl zu mir, nicht abweisend, das will ich nicht sagen, doch anders.« Ihr gefiel nicht, wie ich dasaß, und sie fragte: »Hörst du mir überhaupt zu, John.«

»Doch, natürlich. Ich möchte dich nur fragen, ob du mit Bill über deinen Verdacht gesprochen hast.«

»Nein.«

»Keine Andeutung?«

»Ein wenig schon. Ich habe ihm einmal eine Szene gemacht, weil er mich immer allein läßt.«

»Wie hat er reagiert?«

»Daß der Fall, ja, er sagte dies tatsächlich, noch nicht beendet wäre. Er ist nicht hinter das Geheimnis dieser eigenen Welt der Botschaft gekommen. Das Unerklärliche und die Gefahr will er dort schon gespürt haben, Ich habe mir Bill sehr genau angeschaut und ihn auch beobachtet. Dabei bin ich zu dem Entschluß gelangt, daß er in einen Bann geraten ist, John.«

»Sorry, das ist mir zu allgemein.«

»In den Bann einer fremden Frau!«

Ich nickte.
Sheila hatte diese Bewegung falsch aufgefaßt und fragte: »Dann stimmst du mir zu?«
»Nein. Ich bin Polizist, ich brauche Beweise.«
»Oh, wie schön. Ihr haltet alle zusammen. An diesem Morgen, John, bist du mal kein Polizist, sondern nur ein Freund der Familie Conolly. Du mußt herausfinden, ob sich mein Verdacht tatsächlich beweisen läßt. Ich habe lange mit mir kämpfen müssen, aber jetzt will ich es wissen. Ja, ich bin über meinen eigenen Schatten gesprungen. Ich möchte erfahren, ob Bill mich betrügt. Und wenn das so ist, dann möchte ich es bitteschön von dir wissen, weil ich auch daran denke, daß du mir gegenüber ehrlich bist.«
Ich verzog die Lippen, aber es war kein Lächeln. »Weißt du, Sheila, in aller Freundschaft, aber ich bin kein Detektiv. Ich bin in diesem Fall selbst ein wenig befangen. Was du von mir verlangst, das ist hart an der Grenze.«
»Also haltet ihr doch zusammen.«
»Nein, so darfst du das nicht sehen. Aber ich kann deinen Mann und meinen Freund nicht freundlich anlächeln und ihn hinter seinem Rücken bespitzeln. Da solltest du dich auch mal in meine Lage versetzen.«
Sheila schwieg. Sie trank Kaffee. Ich sah ihr an, wie intensiv sie über meinen Vorschlag nachdachte.
»Ja, das sehe ich schon ein«, gab sie mir nach einer Weile recht. »Es kann auch nicht so laufen. Man müßte es anders anfassen, denke ich.«
»Wenn du das sagst, Sheila, dann hat sich in deinem Hinterkopf schon etwas festgehakt.«
»Kann sein.«
»Raus damit!«
»Bill wird heute abend wieder zur Botschaft gehen. Er hat mir sogar erklärt, daß es dann eventuell zu einer Entscheidung kommt. Deshalb meine Bitte an dich. Begleite ihn, geh mit ihm. Das ist alles, was ich von dir verlange.«
Ich brauchte nicht lange nachzudenken. »So etwas in der Richtung habe ich mir schon vorgestellt.«
Ich leerte meine Tasse und bekam Zeit zum Überlegen. »Mal eine andere Frage. Hast du Bill davon erzählt? Weiß er, was ich heute abend soll?«
»Nein, noch nicht.«
»Dann soll ich mich also an ihn heranmachen.«
Sie hob die Schultern. »So sehe ich das nicht. Du könntest am Nachmittag bei uns vorbeischauen. Ich denke schon, daß sich Bill dir gegenüber öffnen wird. Wenn nicht, werde ich das Thema anschneiden, aber so, daß es wie Zufall aussieht.«

»Raffiniert«, sagte sie lächelnd.
»Was meinst du?«
»Dein Plan?«
Sie schüttelte den Kopf. »Das ist kein Plan, John, keine Verschwörung. Ich möchte nur herausfinden, was dort geschehen ist. Bill hat sich tatsächlich verändert. Er ist anders als früher. Längst nicht mehr so locker. Es muß ihn da etwas erwischt haben, und ich rechne stark mit dem Erscheinen einer Frau. Vielleicht ist sie sogar gefährlich, eine Dämonin, was weiß ich nicht alles. Sie kann Bill in eine Falle gelockt haben, wenn du verstehst, was ich meine.«
»Sicher, Sheila, ich verstehe.« Meine Gedanken waren abgeirrt. Ich erinnerte mich an einen Fall, der schon einige Zeit zurücklag. Er hatte mich und Bill in die Staaten geführt, wo mein Freund dort in den Bann einer gefährlichen Frau geraten war und sich tatsächlich auch noch in sie verliebt hatte.
Ob Sheila davon wußte, war mir nicht bekannt, ich hütete mich auch davor, dieses Thema anzuschneiden.
Sie spürte, daß etwas in mir vorging. »Du siehst nachdenklich aus, John.«
»Das bin ich auch.«
»Glaubst du mir noch immer nicht?«
»Doch, ich glaube dir. Die Fakten liegen klar auf dem Tisch. Daran gibt es nichts zu rütteln. Ich denke nur über deinen Verdacht nach, wobei ich mir nur schwer vorstellen kann, daß er stimmt.«
Sheila senkte den Kopf. Sie stand wieder dicht vor dem Weinen. »Ehrlich gesagt, John, ich denke auch so. Tu uns allen den Gefallen und geh heute abend mit. Da soll wohl eine Party stattfinden, habe ich gehört.«
»Wäre das nicht auch für dich eine Chance?« fragte ich schnell Sheila lächelte verkrampft. »Daran habe ich natürlich auch gedacht, ich werde es aber nicht tun. Ich möchte… weißt du, ich möchte einfach nicht dabeisein.«
»Klar, ist schon okay.« Ich legte meine Hand auf die ihre und spürte die kühle Haut. Sie war mit einem dünnen Schweißfilm bedeckt. Sheila befand sich in einem wirklich ungewöhnlichen Zustand, und ihr Nervenkostüm war dünn geworden. »Es wird sich alles zum Positiven aufklären, das mußt du mir einfach glauben.«
Wieder blickte ich in ihre feuchten Augen. »Das möchte ich so gern, John, ob es jedoch klappt, weiß ich nicht.«
»Wann soll ich bei euch sein?« Es war gut, wenn ich das Thema wechselte.
»Am Nachmittag. Nicht zu spät.«
»Wann beginnt die Feier?«
»Die genaue Uhrzeit weiß ich nicht. Es ist auch zwanglos, wie ich

hörte. Da wird irgendeine Ausstellung eingeweiht. Bilder spanischer Künstler der Avantgarde.«

»Also keinen Smoking.«

»Wo denkst du hin!« Sie schaute auf die Uhr. »So ich glaube, ich muß weiter.«

»Ist Bill im Haus?«

»Kann sein. Er wollte noch etwas schreiben.«

»Worüber?«

Sie verzog die Mundwinkel. »Was interessiert ihn wohl in der letzten Zeit? Spanien. Er will etwas darüber schreiben. Einen Artikel, aber frage mich nicht nach dem Inhalt. Möglicherweise bereitet er die unheimliche oder seltsame Geschichte auch auf. Aber das kannst du ihn alles selbst fragen.«

»Werde ich auch.« Da sich die Kellnerin in unserer Nähe aufhielt, winkte ich ihr. Sie hatte Zeit, kassierte ab und erhielt von mir noch ein Trinkgeld.

»Danke für die Einladung, John«, sagte Sheila, als ich dabei war, ihr in den Mantel zu helfen.

»Hör auf.«

Wir konnten das Café nur durch den Vordereingang verlassen. Es war in dem Raum sehr warm gewesen, draußen empfing uns ein böiger Februarwind, der auch dicke Wolken wie flüchtende Hunde über den Himmel trieb.

Sheila hatte auf dem Parkplatz eine Stelle für ihren Wagen gefunden. Wir verabschiedeten uns und sie hauchte mir einen Kuß auf die Wange. Ich spürte dabei ihr Zittern und beruhigte sie noch einmal.

Sie stieg ein. Dabei hielt sie den Kopf hoch. »Frauen spüren so etwas«, sagte sie nur.

»Wir werden sehen.«

Ich blieb stehen und sah ihr zu, wie sie aus der Parktasche rollte, dann nach links fuhr und mir anschließend die Rückleuchten zeigte. Ich schaute ihr so lange nach, bis ich den Wagen nicht mehr sah, dann drehte ich mich um und ging.

Meinen Wagen hatte ich an einem anderen Ort abgestellt. Es war gut, wenn ich einige Schritte zu Fuß ging, denn so konnte ich mich meinen Gedanken hingeben.

Es gab einiges zu überlegen.

Was war mit Bill los? In welches Wespennest hatte mein Freund da gestochen? Gab es diese geheimnisvolle Frau tatsächlich, von der Sheila beinahe schon überzeugt gewesen war?

Keine Ahnung.

Eines spürte ich.

Da lief etwas, da war etwas im Busch, und ich würde herausfinden, was es war…

***

Mitternacht war längst vorüber. Die vierte Morgenstunde war angebrochen, und noch hing die Dunkelheit über der Stadt.

Im Schlafzimmer, das in seinen Ausmaßen an einen kleinen Saal erinnerte, brannte Licht. Das große Himmelbett paßte zu den antiken Möbeln, dem Spiegel über der Kommode, den beiden breiten Schränken aus der Zeit des Barock und den hohen Fenstern.

Das Bett war belegt.

Zwei Menschen lagen darin. Die Frau schlief. Der Mann lag wach, starrte zur holzgetäfelten Decke, als könnte er dort irgendwelche Bilder erkennen.

Juan Sanchez atmete tief durch. Es glich schon einem Seufzen, und seine Lippen bewegten sich zuckend, als er daran dachte, was ihm die blonde Cynthia versprochen hatte.

Sie würde ihn besuchen.

In dieser Nacht, ganz bestimmt. Es war kein Bluff, sie würde kommen, nur zu ihm.

Er hatte sie ausgelacht und sie daran erinnert, daß Maria, seine Frau neben ihm lag, doch dieses blonde Vollweib hatte nur den Kopf geschüttelt und ihm erklärt, daß sie es schon irgendwie machen würde. Er sollte sich nur überraschen lassen.

Auf diese Überraschung wartete Sanchez noch immer. Er war erst kurz vor Mitternacht zu Bett gegangen und hatte sich noch in seinem Arbeitszimmer aufgehalten. Die Botschaftsräume waren großzügig geschnitten, das Haus brauchte den Vergleich mit einem kleinen Schloß kaum zu scheuen, auch in Bezug auf Komfort und Luxus. Er hatte kaum schlafen können, im Gegensatz zu der neben ihm liegenden Maria, die sofort eingeschlafen war.

Kurz vor dem Zubettgehen hatte sie noch mit diesem Bill Conolly gesprochen. Sehr intensiv und flüsternd, was Juan überhaupt nicht gefallen hatte, aber er durfte sich keinen Vorwurf machen.

Schließlich war er es gewesen, der den Mann ins Haus geholt hatte, weil einige Dinge nicht stimmten.

Morgen würde die Ausstellung eröffnet, und morgen würde auch SIE dabei sein.

SIE, die Frau, das Weib! Diese herrliche Person, die Künstlerin, die trotz ihrer Jugend erfolgreich war und eine irrsinnig weibliche Ausstrahlung hatte, die natürlich auf einen Mann wie Juan einen starken Eindruck ausübte.

Sie war die Person, um die sich in den letzten Tagen alles gedreht hatte.

Sie wohnte in der Botschaft, nur eben in einem anderen Flügel, aber sie hatte Sanchez versprochen, während der Nacht bei ihm zu erscheinen. Er hatte ihr den Vorschlag gemacht, sich woanders zu

treffen, sie aber hatte abgelehnt und erklärt, daß sie ihn nicht kompromittieren wollte. Er sollte sie es schon machen lassen.

Juan dachte über sie nach. Welche Frau war es?

Spanierin? Ja und nein. Cynthia Droux hieß sie. Angeblich stammte sie aus dem Baskenland, was gut möglich war. Zumindest verstand sie die Sprache, aber sie konnte sich auch in Spanisch, Französisch und Englisch unterhalten. Sie war eben ein Weltmensch, und es gab keinen Mann, auf den sie nicht großen Eindruck gemacht hätte.

Selbst Bill Conolly war von ihr begeistert gewesen, ihr zwar nicht verfallen, aber seine Blicke waren unschwer zu deuten gewesen, und in ihrer unmittelbaren Nähe fühlte sich jeder Mann wie elektrisiert. Dabei hielt sie sich nie oft mit einem Mann länger auf. Sie redete ein paar Sätze mit ihm, gab Versprechungen allein durch ihre Blicke ab und kümmerte sich um den nächsten oder wandte sich wieder ihrer Arbeit zu, die in dem großen Saal ausgestellt werden sollte.

Manchmal war sie wie ein Hauch, eine Feder oder ein Traum, der schnell vorbeihuschte und nicht festgehalten werden konnte. In dieser Nacht aber sollte sich alles ändern, und der zweiundvierzigjährige Sanchez fühlte sich wie ein Twen, der scharf auf das erste Rendezvous war.

Maria wußte nichts.

Ahnte sie etwas?

Bei dem Gedanken daran drehte sich Juan auf die linke Seite und schaute dorthin, wo sie lag.

Viel war von ihr nicht zu sehen. Sie hatte das seidige Laken der Bettdecke hoch bis zur Schulter gezogen und drehte ihrem Gatten den Rücken zu. Die tiefen Atemzüge zeugten davon, daß sie sehr ruhig und fest schlief.

Konnte sie das wirklich?

Er drehte sich wieder um. Rechts von ihm sah er eines der beiden Fenster. Die beiden Hälften der Vorhänge waren nicht ganz geschlossen, ein Spalt war geblieben, und Juan konnte durch ihn hindurchschauen. Die Nacht war nicht so dunkel, wie er angenommen hatte, denn der volle Mond stand als bleicher Kreis am Himmel.

Natürlich war der Sternenhimmel nicht so prächtig wie in den spanischen Bergen, aber man gewöhnte sich an alles, besonders dann, wenn einem eine Frau namens Cynthia durch den Kopf geisterte.

Juan Sanchez seufzte schwer auf. Manchmal überkam ihn das Heimweh, dann dachte er an seinen prächtigen Besitz in der Sierra, von dem er aus über das Tal hinweg bis zu den fernen Horizonten hin blicken konnte, und jedesmal, wenn er schaute, hatte er das Gefühl, ihm würde die ganze Welt gehören.

Seinem Vater zuliebe war er in den diplomatischen Dienst eingetreten und hatte es immerhin bis zum Stellvertreter des

Botschafters gebracht. Erst vor fünf Jahren hatte er Maria geheiratet, eine Adelige, die entfernt verwandt war mit dem Königshaus. Es war keine direkte Liebesheirat gewesen, Maria war eine Frau, die sich sehr steif gab und viel Wert auf Äußerlichkeiten legte. Im Bett war sie auch kein Wunder. Er hatte sie ein paarmal gefordert und es dann aufgegeben, ihr Desinteresse zu überwinden. Er hatte Abwechslung gesucht und auch gefunden. Es gab da gewisse Agenturen, die sehr verschwiegen waren und Mädchen vermittelten. Allerdings nur in die höheren Kreise.

Der Adel, Politiker und Industrielle waren als Kunden akzeptiert. Nichts durfte nach außen dringen, gar nichts. Doch es klappte nicht mehr, seit diese Frau aufgetaucht war.

Cynthia Droux war bei den männlichen Mitgliedern des Botschaftspersonals eingeschlagen wie eine Bombe. Allerdings hatte sich niemand von den unteren Chargen an sie herangetraut. Verstohlene Blicke, das war alles gewesen.

Er nicht. Er hatte sich von dieser Person einfangen lassen, was Maria nicht verborgen geblieben war. Zuerst hatte sie nur müde gelächelt, später dann ihren Mann zur Rede gestellt und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß mit dieser Malerin etwas nicht stimmte. Dabei hatte sie nicht mal das Aussehen oder die sexuelle Ausstrahlung mit gemeint, ihr war es um etwas anderes gegangen.

Bei einer Flasche Wein hatte sie ihrem Mann den alles entscheidenden Satz gesagt. »Mit dieser Person stimmt etwas nicht.«

Juan hatte gelacht, aber seine Frau war sehr ernst geblieben und hatte den Faden weiter gesponnen.

»Von ihr geht etwas aus. Etwas Fremdes, Kaltes - und Böses.«

Er hatte es hingenommen. Widerspruch hätte Verteidigung bedeutet und auch irgendwie eine Anerkennung, daß er sie mochte. Und Maria hatte ihn dann auf einen Bekannten gebracht, auf Bill Conolly, der sich wiederum auf einem gewissen Gebiet auskannte, weil er mit einem Geisterjäger gut befreundet war.

Maria hatte gewollt, daß beide erschienen. Sinclair war nicht in London, also war Bill Conolly erschienen, und auch er hatte Feuer gefangen. Er hatte es zwar nicht zugegeben, aber es war für Juan nicht zu übersehen gewesen, und in ihm nagte die Eifersucht, was Maria, die ja auch nicht auf ihren Augen lief, natürlich mit sichtlichem Vergnügen zur Kenntnis genommen hatte.

Auf der einen Seite die beiden verheirateten Männer, in der Mitte die Frau. Besser hätte es für Maria nicht laufen können. Manchmal haßte Juan sie dafür, aber sie Sache würde bald vorbei sein.

Am heutigen Tag war die große Ausstellung. Danach würde Cynthia wieder nach Spanien zurückkehren, allerdings nicht, ohne ihm ihre Adresse hinterlassen zu haben, das hatte sie ihm versprochen. Und sie

hatte auch von einem einsam liegenden Haus erzählt, in dem sich ihr Atelier befand, wo sie malte, wenn sie absolute Ruhe brauchte. Er würde hinfahren, das hatte sich Juan fest vorgenommen.

Schweiß bedeckte seine Handflächen. Er wischte sie auf der dünnen Decke ab. Neben ihm bewegte sich Maria im Schlaf, und sie murmelte auch irgend etwas. Er sah nur ihre dunklen Haare, die sich wie ein kleiner Teppich auf dem hellen Kopfkissen verteilt hatten.

Ihr Gesicht sah er nicht, doch er kannte es sehr gut. Marias Züge verströmten den etwas spröden Charme einer Angelica Houston. Kein Allerweltsgesicht also. Man konnte es mögen oder nicht. Er hatte sie geheiratet und würde sich auch nie von ihr scheiden lassen, aber die kleinen Vergnügen hin und wieder, die brauchte er schon, wobei er Cynthia nicht als kleines Vergnügen ansah. Bei ihr steckte mehr dahinter. Er wußte schon jetzt, daß er sie nicht so einfach nehmen und dann ablegen konnte wie ein getragenes Hemd. Sie war die Frau, die bestimmte, selbstbewußt genug war sie schließlich.

Er wälzte sich auf die andere Seite und strich dabei über seine Gesichtshaut. Er spürte das weiche Fleisch. Manchmal hatte ihn Maria einen jungen Greis genannt, möglicherweise auch wegen seiner verlebten Gesichtszüge.

Ein Blick auf die Uhr.

Es war schon wieder später geworden. Halb vier am Morgen. Cynthia ließ sich Zeit, falls sie ihr Versprechen überhaupt einlöste und sie ihn nicht nur genarrt hatte, denn auch das konnte er sich bei einer Person wie ihr vorstellen.

Er hätte jetzt gern eine Zigarette geraucht, eine von diesen französischen ohne Filter. Aber im Schlafzimmer zu rauchen, kam bei Maria einer Todsünde gleich. Also ließ er es bleiben und wartete weiter.

Er spürte den Luftzug, wie er über das Bett wehte und auch sein Gesicht streifte wie den dünnen Hauch einer Feder. Sofort wußte er Bescheid, was geschehen war.

Im Haus zog es immer, es war ein Phänomen, und es zog noch stärker, wenn eine Tür geöffnet wurde.

Es gab nur eine in diesem Zimmer, und Juan Sanchez richtete sich ruckartig auf, drehte den Kopf nach links, um dorthin zu schauen, wo sich die Tür befand.

Ja, sie war geöffnet worden.

Eine Gestalt schob sich über die Schwelle. Es war eine Frau, und sie bewegte sich lautlos, als würde sie über das alte Parkett hinwegschweben. Mit dem nächsten Schritt hatte sie den Teppich erreicht.

Ihre Schritte waren nun überhaupt nicht mehr zu hören.

Juan hatte sich längst hingesetzt. Er hielt den Atem an. Er steckte

voller Erwartung und fürchtete sich zugleich, denn die Frau kam ihm vor wie ein Gespenst.

Sie trug ein helles Gewand, ein dünnes Nachthemd oder was immer es sein sollte, und sie hatte ihre blonden Haare offen gelassen. Sie reichten bis zu den Schultern. An den Seiten verdeckten die Haare Teile des Profils, aber Juan hatte längst erkannt, wer ihn da besuchte.

Sein Herz klopfte wie verrückt!

Es war also wahr geworden. Cynthia hatte ihr Versprechen eingelöst, und es störte sie nicht, daß auch Maria in diesem breiten Ehebett lag. Teufel, welch ein Weib!

Er warf einen schnellen Blick nach links.

Maria schlief, atmete ruhig, hatte nichts bemerkt, und er wußte auch, daß sie in den frühen Morgenstunden immer am tiefsten schlief. Da war sie dann ganz weg.

Inzwischen hatte Cynthia die Breitseite am Fußende des Bettes hinter sich gebracht. Sie geriet an Juans Seite und damit auch in die Nähe des großen Fensters, zu dem sie hinging. Sie drückte sich durch den Spalt. Kurz danach entstand ein schleifendes Geräusch. Da wußte Juan, daß sie das Fenster weiter geöffnet hatte, zumindest einen Flügel.

Raffiniert, dachte er grinsend. Sollte sie mal schnell verschwinden müssen, war das genau der richtige Weg.

Dann grinste er nicht mehr, denn Cynthia war wieder erschienen.

Diesmal trug sie nichts!

Juan Sanchez stockte der Atem. Er war überrascht, daß sie so schnell zur Sache kam. Zum erstenmal sah er sie nackt, in der Realität nackt und nicht in seinen Vorstellungen und Träumen, die von der Wirklichkeit noch übertroffen wurden.

Welch ein Körper!

Welch ein Wunder der Natur!

Das war kein Weib, das war eine Vollblutfrau. Nicht zu dünn, nicht zu dick, es saß alles genau an den richtigen Stellen, als hätte sich Cynthia selbst gemalt und diesem Gemälde Leben eingehaucht.

Das war schon ein kleines Wunder, und dieses kleine Wunder eben bewegte sich auf zwei Beinen auf ihn zu.

Er schaute in ihr Gesicht.

Schatten fielen darüber hinweg. Für wenige Augenblicke verzerrten sie den Ausdruck, und etwas nicht Erklärbares brach durch. Juan spürte den Anprall der Kälte, dieses Omen, von dem auch seine Frau gesprochen hatte, aber in der folgenden Sekunde war es vorbei, denn da stand sie so nahe an seinem Bett, daß er nur den Arm auszustrecken brauchte, um sie zu berühren.

Er tat es auch, und er ließ seine Hand über die Innenflächen ihrer Schenkel gleiten.

Juan stöhnte auf. Er öffnete den Mund und wollte etwas sagen, was sie bemerkte. Rasch legte sie einen Finger auf ihre Lippen. Der Mann verstand und blieb stumm.

Eine Bewegung ihrer Hand deutete ihm an, was sie von ihm wollte. Er sollte ein Stück zur Seite rücken, was er natürlich tat und feststellen mußte, daß sein Herz noch härter klopfte.

Hier erfüllten sich Träume. Da legte sich die Blonde zu ihm ins Bett, als wäre dies die selbstverständlichste Sache der Welt, und sie ließ sich auch durch Marias Anwesenheit nicht beirren.

Welch eine Entwicklung! Welch ein Glück für ihn, das er kaum fassen konnte.

Er selbst trug nur eine kurze Hose, lag auf dem Rücken und schielte zur Seite.

Cynthia traf keinerlei Anstalten, sich zu bedecken. Nackt blieb sie auf der Decke liegen.

An der anderen Seite schlief Maria tief und fest.

Sehr langsam drehte sie ihm den Kopf zu. Er sah ihr Gesicht wie einen hellen Schatten, und er sah dabei auch ihre Augen, die auf ihn wie zwei dunkle Teiche wirkten, mit einer unergründlichen, leicht grünlichen Tiefe.

Cynthia lächelte ihn an. Da wußte Juan, daß sie ihm etwas sagen wollte. »Du siehst, ich habe mein Versprechen gehalten«, wisperte sie.

»Ja, das hast du«, gab er ebenso leise zurück.

»Und nun?«

»Wieso?«

»Ich bin bei dir.« Sie lachte leise. »Jetzt gehöre ich dir, und du kannst mit mir machen, was du willst.«

»Tat… tatsächlich?« Er hatte einen trockenen Hals bekommen und dachte noch immer daran, einen Traum zu erleben, aber er brauchte nur die Hand zur Seite zu strecken, da fühlte er ihre volle Brust.

Es war also kein Traum.

»Ja, deshalb bin ich hier.« Sie drehte sich ihm zu und fing an, ihn zu kraulen. Ihre Finger glitten vom Hals bis zur behaarten Brust. Ihr Gesicht schwebte dabei über ihm. Er sah den breiten geschlossenen Mund, der trotzdem zu einem Lächeln verzogen war, und blieb still liegen, noch immer damit rechnend, einen Traum zu erleben. »Eines muß ich dir sagen«, flüsterte sie, ohne dabei mit ihren Fingerspielen aufzuhören. »Ich bin sehr anspruchsvoll, was die Liebe angeht, Juan.«

»Ach ja?«

»Sicher.«

»Wie denn?«

»Erst lieb ich dich, dann beiß ich dich!« hauchte sie. »So lebe ich, Geliebter.«

»Du willst es hart?«

»Hmmm… vielleicht…?«

»Ja, gern, aber… meine Güte, neben uns liegt Maria. Sie wird wach werden, wenn wir es zu toll treiben.«

»Hast du Angst?«

»Nein, das nicht, aber etwas vorsichtig sollten wir schon sein.«

»Wir können auch gehen, oder ich kann gehen…«

»Nur das nicht!« zischelte er. »Wir werden uns schon einig werden, daran glaube ich.«

»Das hoffe ich auch für uns, Juan«, murmelte sie und führte ihr Liebesspiel weiter, diesmal jedoch mit den Lippen, die sich bereits seinem Gesicht genähert hatten.

Ich spinne, ich drehe durch, ich bin verrückt! Das kann doch nicht wahr sein! Die weichen Lippen auf seinem Gesicht straften seine Gedanken jedoch Lügen.

Cynthia küßte ihn. Sie berührte wie ein Hauch seine Stirn, die Nase, die Wangen, dabei hörte sie nicht auf zu flüstern, sagte ihm Worte, die Maria nie in den Mund genommen hätte, und auch wieder diesen seltsamen Satz.

»Erst küß ich dich, dann beiß ich dich…«

Sanchez wußte nicht, wie er die Worte einordnen sollte. Er überlegte noch, doch seine Gedanken schwammen einfach weg, weil dieses heißblütige Geschöpf, das halb auf und halb neben ihm lag, wieder aktiv wurde und damit anfing, seinen Schlafshort von den Hüften zu streifen. Sie wollte ihn so nackt, wie sie ebenfalls war, und als sie es geschafft hatte, wälzte sie sich auf ihn.

Juan Sanchez verlor fast die Besinnung. Er stand dicht vor einer Explosion. Die Spannung in ihm war unerträglich geworden. Dieser herrliche Frauenkörper, der sich auf dem seinen bewegte, der es eben durch die Bewegung schaffte, seinen Verstand auszuschalten, er erfüllte seine intimsten Träume.

Und Maria regte sich noch immer nicht. Sie lag neben ihm, sie ahnte nichts. Es wurde zu einer Explosion der Sinne.

Die Lippen glitten über seinen Hals, der Mund öffnete sich, als wollte Cynthia damit ihre unersättliche Gier andeuten.

Himmel, es war unbeschreiblich für den Mann!

Er konzentrierte sich auf andere Dinge. Er wollte die Minuten noch genießen, während seine Hände überall diesen nackten festen Körper berührten und keine Stelle ausließen.

Ihr Mund lag auf seinem Hals, wo die Haut gespannt war, denn er hatte sich gestreckt und auch seinen Kopf weit nach hinten auf das Kissen gedrückt.

Sanchez hörte sie flüstern.

Cynthia sprach nur leise. Die Worte wehten aus ihrem Mund, sie hätte ihn eigentlich anatmen müssen, aber nur er war es, der so laut

und heftig atmete.
Von ihr hörte er nichts…
Das stellte Juan trotz seiner Erregung fest. Da mußte irgend etwas sein, das ihn gestört hatte. Warum hörte er ihren Atem nicht? Warum hörte er sie nur murmeln und flüstern? Aus welchem Grund spürte er nicht den Hauch über seinen Hals gleiten?
Er dachte darüber nach und zuckte zusammen, als sie es mit der Zunge probierte. Die Spitze fuhr wieder über seinen Hals, ein leises Stöhnen ihrerseits begleitete die Bewegung, aber der Mund konzentrierte sich auf eine bestimmte Stelle, und dem Mann kam es vor, als hätten sich die Lippen dort festgesaugt - wie zum Biß.
... dann beiß ich dich...
Da fiel es ihm wieder ein.
Wieso beißen?
Er spürte ihn!
Plötzlich hackten zwei scharfe Splitter in seinen Hals. Zumindest kam es ihm so vor. Er zuckte zusammen, sein Mund öffnete sich, er wollte etwas sagen, aber eine andere Person sprach.
»Juan…?«
Himmel, das war Maria!

***

Vom Himmel in die Hölle! Vom Feuer hinein ins Eis. Strenger konnten die Gegensätze nicht sein, die der Mann erlebte. Es war wie ein Schock und ein Schlag zugleich, den er mitbekam. Es war der Moment, an dem sich Alpträume erfüllten, und er hörte, wie Maria seinen Namen ein zweites Mal rief, diesmal lauter, aber ihre Stimme klang noch immer sehr verschlafen.
Auch Cynthia reagierte. Sie war sehr schnell. Juans Ohr erreichte noch ein Knurrlaut, dann bewegte sich die Person schlangengleich von ihm weg. Sie rollte sich über die Kante auf den Boden, stand nicht auf, sondern huschte wie ein Schatten genau dorthin, wo sich die Vorhänge vor dem offenen Fenster im Wind bauschten. Sie kroch durch den Spalt, und Juan, der den Kopf gedreht hatte, sah nur mehr einen Schatten, der lautlos über den Boden glitt und dann verschwunden war.
Er blieb liegen.
Er zitterte.
Er keuchte - und er schämte sich.
»Was ist los mit dir, Juan? Was hast du? Ist dir nicht gut?« Marias Hand berührte seine nackte Schulter, und er empfand sie wie einen harten Druck.
»D… du…?« fragte er.
»Warum nicht? Wer sollte denn hier sein? Was ist überhaupt

geschehen, Juan?«

Er hob langsam den rechten Arm und wischte über das Gesicht. Noch immer lag er auf dem Rücken, ohne daß er sich rührte. Die Beine waren gestreckt, er konzentrierte sich auf seinen Herzschlag, der sich noch immer nicht beruhigt hatte, und dabei pfiff der Atem über seine Lippen. Der Schatten näherte sich ihm von links.

Hatte er tatsächlich eine zweite Frau neben sich liegen gehabt? Er mußte es wissen, drehte den Kopf von Maria weg, aber da war nichts. Der Raum zwischen dem Bett und dem Fenster war leer. Selbst das Nachthemd lag nicht mehr auf seinem Platz. Cynthia hatte bei ihrer Flucht an alles gedacht.

Er mußte husten. Es war nur ein Geräusch der Verlegenheit, um das Lachen zu unterdrücken, das er doch nicht mehr schaffte. Juan hätte am liebsten so laut gelacht, daß dieses Geräusch bis weit über den großen Raum hinaus geschallt wäre, doch er riß sich zusammen und sorgte dafür, daß nur glucksende Geräusche aus seinem geschlossenen Mund drangen.

Den Kopf hatte er so gedreht, daß Maria ihn nicht sah. Er blieb auch so liegen, als Maria ihn an der Schulter faßte und rüttelte.

»Was hast du?«

Juan lachte weiter.

Maria war es leid. Sie drehte sich von ihm weg und zog an einem kleinen Band über dem Bett. Im Raum erhellte sich der Schirm einer Stehlampe und strahlte das weiche Licht aus.

Das war auch Juan Sanchez nicht verborgen geblieben. Er kam sich vor, als wäre er aus einer anderen Welt in die Realität geschwemmt worden. Die Bilder der Erinnerung verschwanden vor seinen Augen, er sah die Wirklichkeit und bekam auch mit, daß sich seine Frau neben ihm aufsetzte und ihm den Kopf zudrehte.

»So«, sagte sie.

»Was ist?«

»Das möchte ich von dir wissen.« Sie strich mit beiden Händen ihr langes Haar zurück.

»Ich habe«, sagte er, »also ich habe einfach nur dagelegen und geträumt. Ich konnte nicht schlafen, es war ein Traum, der mich so unruhig gemacht hat.«

»Ein Traum?«

Juan gefiel die Tonart nicht, in der die Frage gestellt worden war, und er drehte den Kopf nach links.

»Was, zum Teufel, sollte es denn sonst gewesen sein?«

Maria saß da und beobachtete ihn. Sie kam ihm vor wie eine Statue, die über ihre Rache nachdachte.

»Ich habe dabei ein anderes Gefühl gehabt, Juan.«

»Welches denn?« Ihm fiel auf, daß ihr Nachthemd aus schwerer Seide

bis zum Hals geschlossen war. Maria war das glatte Gegenteil zu Cynthia. Konträrer konnten Frauen wirklich nicht sein. Auch vom Gesicht her nicht, denn Maria war anzusehen, daß sie zu den romantischen Typen gehörte, die immer etwas männliches an sich hatten.

»Soll ich es dir wirklich sagen?«

»Ich bitte darum.«

Sie schaute ihn bei den folgenden Worten an. »Ich hatte wirklich den Eindruck, als lägen wir beide nicht mehr allein in diesem großen Bett. Jetzt kannst du lachen oder nicht, aber mir kam es vor, als hätten wir Besuch gekriegt.«

Juan erschrak zutiefst und hoffte, daß Maria diese Reaktion nicht mitbekam. »Wie… wie meinst du das?«

»Wie ich es sagte.«

Dann lachte er. »Wieso das denn? Eine andere Person hier in unserem Schlafzimmer?«

»Ja!« Sie hatte das Wort knallhart ausgesprochen.

»Und wer sollte…?«

»Eine Frau!«

»Aha.«

»Nicht nur aha, sondern eine, die wir beide kennen. Dieses blonde Gift namens Cynthia Droux.«

Jetzt fing er an zu lachen, und es fiel ihm nicht mal schwer. Die Lacherei drang glatt über seine Lippen, sie hörte sich nicht mal gekünstelt an. »Wie… wie kommst du denn darauf, Maria?«

»Intuition.«

»Tatsächlich?«

»Sicher.« Sie nickte ihm zu. »Hältst du mich eigentlich für blind, Juan?«

»Nein.«

»Ich bin nicht blind, und ich habe genau gesehen, wie du diese Malerin angeschaut hast. Es waren Blicke, die eine solche widerliche Geilheit signalisierten. Blicke, deren du dich schämen solltest. Diese Frau geht dir nicht aus dem Kopf.«

»Das ist doch Unsinn!«

»Das ist es nicht! Ich kenne dich!«

Juan schaffte es, sie anzugrinsen. »Wieso kommst du darauf, daß sie hier in unserem Schlafzimmer gewesen ist?«

»Ich habe es gespürt. Es war plötzlich da.« Sie schaute auf ihn nieder. »Du hast ja nichts an.«

»Oh!« Er lachte und zeigte ein flüchtiges Grinsen. »Ja, das stimmt. Kann ich mir auch nicht erklären.« Er nahm seine Hose und streifte sie über.

»Das ist schon komisch. Ich muß mich wohl im Schlaf von ihr befreit

haben.« Er streifte sie über.
»Im Schlaf, wie?«
»Ja, wo sonst?«
Maria gab keine Antwort. Sie drehte sich zur anderen Seite und verließ das Bett. Durch einen Druck auf den Schalter erhellte sich der Kronleuchter unter der Decke. Das Licht fiel nach unten. Es spiegelte sich auf dem glatten Parkett, und Maria durchwanderte das große Zimmer wie ein in ein weites Gewand gehüllter Rachegeist. Sie hatte ihre Augen überall, sie schaute sogar unter das auf hohen Füßen stehende Bett, ob sich dort jemand versteckt hielt, aber sie sah nichts. Auch hinter die Vorhänge sah sie, da hielt der im Bett sitzende Mann schon den Atem an, und es gefiel ihm auch nicht ihre Bemerkung.
»Da ist das Fenster offen!«
»Es war mir zu warm!«
Maria drehte sich nicht zu ihm um. Sie trat ans Fenster und beugte sich vor. Ihr Blick würde in den Garten fallen, wo die alten Bäume wie knorrige Mahnmale standen, doch mehr bekam sie nicht zu sehen. Bestimmt war Cynthia schlau genug gewesen, um das Weite zu suchen.
Juan grinste, als er daran dachte, und er grinste nicht mehr, als er plötzlich den leichten Schmerz oder das Ziehen an seiner linken Halsseite spürte.
Dort hatte sie ihn geküßt und gebissen - oder?
Wieder fiel ihm der seltsame Satz ein. Erst lieb ich dich, dann beiß ich dich!
Hatte sie dieses Versprechen erfüllt, den Satz aber umgedreht? Er hob die Hand, um nachzufühlen, wozu er nicht mehr kam, denn Maria hatte das Fenster geschlossen und drehte sich um. Kalt schaute sie ihn an, als sie näher kam.
Er versuchte, einen normalen Klang in seine Stimme zu bekommen. »Hast du jemand entdeckt?«
»Nein, niemanden.«
»Na bitte.«
»Was längst noch kein Beweis dafür ist, daß ich unrecht gehabt habe.«
Juan Sanchez seufzte. Er kannte seine Frau, so war sie immer. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, verwirklichte sie auch. Niemand konnte sie davon abbringen, es sei denn, man lieferte ihr den konkreten Beweis des Gegenteils.
»Geh wieder ins Bett«, sagte er. »Ein paar Stunden Schlaf werden uns guttun, der Tag wird lang genug.«
Maria ging nicht. Sie blieb dicht an der Bettkante stehen und schaute mit einem Blick gegen das Kopfkissen ihres Mannes, der Juan schon irritierte.

»Hast du was?« fragte er.
»Ja, ich habe etwas, und es ist sehr seltsam.«
»Was denn?«
»Die dunklen Flecken auf deinem Kopfkissen.« Sie beugte sich tiefer, um besser sehen zu können.
Er hörte sie atmen, sie flüstern, verstand aber nicht, was sie sagte, bis sich Maria schließlich normal hinstellte und sagte: »Das ist Blut!«
Juan war sprachlos. Zum erstenmal fiel ihm nichts ein, zumindest nicht sofort. »Blut…?« wiederholte er.
»Ja, Blut.«
Er schluckte den Speichel und wischte über seine Stirn. »Verdammt, das kann ich mir nicht vorstellen. Das will ich nicht glauben. Wieso ist das Blut?«
»Weil es Blut ist.«
»Und von wem?«
»Von dir natürlich.« Sie setzte sich auf die Kante. »Schau mich mal an.«
Er stöhnte und tat es. Die Frau, seine Frau, die ihm irgendwie alterlos vorkam, weil sie einfach nie so richtig jung gewesen war, schaute mit Argusaugen gegen die Stelle, die ihm tatsächlich etwas schmerzte, um dann zu nicken.
»Ja, es ist dein Blut, du hast dich dort verletzt. Es sieht aus wie… wie Bisse.«
»Was?«
»Ja, als hätte man dich dort gestochen.« Sie hob die Schultern. »Das ist in der Tat seltsam.«
»Ich habe mich wohl gekratzt.«
»Nein!« Die Antwort klang bestimmt. »Kratzer sehen anders aus, Juan, darauf kannst du dich verlassen. Die kenne ich.«
»Dann weiß ich es auch nicht.«
Maria schaute ihren Mann mit einem langen und irgendwo auch bedeutungsvollen Blick an. Sie sagte nichts, als sie sich von der Bettkante drehte und mit den nackten Füßen in ihre weichen Sandalen schlüpfte. Schweigend ging sie um das Bett herum und legte sich wieder auf ihre Seite. Sie schaute gegen die Decke. Das große Licht hatte sie gelöscht, nur mehr die kleine Lampe brannte noch.
Minuten vergingen in einem tiefen Schweigen. Jeder hing dabei seinen eigenen Gedanken nach.
Schließlich sprach Maria Sanchez. »Ich weiß nicht, was es ist Juan, aber es ist etwas da, das mir gar nicht gefällt und sich immer mehr verstärkt. Ich weiß mit hundertprozentiger Sicherheit, daß es auf uns zukommen wird. Es wird uns beide ins Verderben ziehen.«
»Unsinn.« Er lachte wieder, diesmal allerdings klang es unecht.
Der nächste Vorschlag paßte wieder zu Maria, denn sie sagte: »Ich

glaube, wir sollten beten…«

***

Der andere Morgen!

Maria und Juan hatten sich vorgenommen, früh aufzustehen, was zumindest bei Juan nicht gelungen war, denn er fühlte sich matt, ausgelaugt, einfach platt.

Er lag in seinem Bett und hatte das Gefühl, auf dem Körper schwere Gewichte zu spüren, die ihn nach unten drückten. Er starrte gegen die Decke, Maria war schon längst aufgestanden, hatte gebadet, das tat sie jeden Morgen, und zog sich an.

Auch er mußte aufstehen, aber er hatte einfach nicht die Kraft. Er konnte auch nicht schlafen, denn müde war er nicht, nur einfach völlig von der Rolle und kaputt.

Es hatte an der Nacht gelegen. Er hatte zuwenig Schlaf bekommen. Das allerdings passierte ihm öfter, und danach war er stets »kaputt«. Allerdings nicht so wie heute.

Er war kraftlos, und das Tageslicht schmerzte in seinen Augen, denn Maria hatte die Vorhänge an beiden Fenstern zur Seite gezogen.

Sie kehrte wieder zurück. Frisch wie der junge Frühling. Locker gekleidet, in grauen Designer-Jeans und einem weichen, rostroten Kaschmir-Pullover.

Am Fußende des Bettes blieb sie stehen, beide Hände auf die Kante gestützt, schaute ihren Gatten spöttisch an und erkundigte sich mit gefährlich sanfter Stimme: »Willst du nicht aufstehen?«

»Wollen schon…«

»Aber?«

»Ich kann nicht.«

»Wie das?«

»Ich bin so matt und völlig von der Rolle.«

»Ach…«

»Ja, das… das… ist kaum zu erklären.« Er stützte sich auf und fiel wieder zurück. »Es kommt mir vor, als hätte mir jemand die Kraft aus den Knochen gesaugt.«

»Das ist nicht gut, denn heute passiert einiges. Auch solltest du daran denken, daß der Botschafter nicht anwesend ist. Du bist jetzt der Chef. Wenn ich mich recht erinnere, ist dein Terminkalender für heute ziemlich prall gefüllt.«

»Das weiß ich ja.«

»Dann komm hoch!« Sie sprach wie ein Feldwebel, und Juan wußte genau, daß er aufstehen mußte, auch wenn es ihm schwerfiel. Maria schaute spöttisch zu, wie er sich zur Seite wälzte, sich dann auf die Bettkante setzte, mit beiden Händen durch sein Gesicht und die Haare fuhr, den Kopf schüttelte und sich anschließend mit schwankenden

Bewegungen langsam erhob.
»So sieht ein Held aus«, spottete Maria.
»Ein Antiheld.« Er hob seinen flauschigen Bademantel auf und hängte ihn über. »Ich bin in der Dusche.«
»Wir sehen uns dann beim Frühstück.«
Er wollte ihr sagen, daß er keinen Hunger hatte, aber Maria war bereits dabei, aus dem Zimmer zu rauschen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr einen Fluch nachzuschicken.
Er konnte vom Schlafzimmer aus direkt ins Bad gehen, in einen sehr geräumigen Raum, in dem sich die breite Badewanne und auch die Dusche befanden.
Helle Wände, große Spiegel, Lampen, die das Licht weich und trotzdem klar verteilten. Zwischen den Wänden hing noch der Geruch des Badesalzes, das Maria benutzt hatte.
Er schaute in den Spiegel - und erschrak!
Nicht wegen seines Gesichts, morgens sah er immer aus wie achtzig - nein, es hing mit seinem Hals zusammen und genau mit der Stelle, wo er den Biß verspürt hatte. Zum erstenmal konnte er sich die beiden Wunden genauer anschauen, und er stellte fest, daß die Haut um sie herum aufgequollen war und sich sogar entzündet hatte. Diese Flecken waren einfach nicht zu übersehen, und er würde sich etwas einfallen lassen müssen, um sie zu verbergen.
Ein Pflaster war die beste Möglichkeit.
Dieser Gedanke gefiel ihm. Er würde auch noch eine Wundsalbe auf die beiden Stellen reiben, und als er wenig später unter der Dusche stand, ging es ihm etwas besser. Juan Sanchez fühlte sich nicht mehr ganz so matt wie noch beim Aufstehen, aber die alte, morgendliche Energie war noch nicht zurückgekehrt. Sie würde noch kommen, davon war er restlos überzeugt.
Er duschte an diesem Tag länger als normal, trocknete sich auch langsamer ab und ging wieder zurück in das Schlafzimmer, um aus einem der Schränke seine Kleidung zu nehmen.
Er lächelte dabei, weil er daran dachte, daß Maria in der Nacht selbst in den Schränken nachgeschaut hatte.
Juan entschied sich für einen schwarzen Blazer, eine graue Hose und ein grau-weiß gestreiftes Hemd. Die Krawatte konnte ruhig etwas farbiger sein, das machte nichts aus.
Er kämmte noch einmal sein Haar durch und verließ das Schlafzimmer. In diesem Trakt befanden sich die Privaträume des Botschaftspersonals, zumindest lebten hier der Botschafter und sein Stellvertreter. Das Personal war schon eingetroffen, er mußte mehrmals grüßen und einmal über einen Staubsauger steigen, den die Reinemachefrau nicht so schnell hatte zur Seite zerren können.
Maria erwartete ihn.

Der runde Tisch war gedeckt. Ein frischer Blumenstrauß brachte einen ersten Frühlingsgruß, und Maria hatte Juan bereits den Orangensaft eingeschenkt.

Es war alles vorhanden. Rührei, Speck, Konfitüre, auch Müsli und Obst, aber Juan saß vor dem Tisch und starrte die Dinge an, ohne sie zu berühren.

Maria aß. Ihr schmeckte es. »Es geht dir nicht gut«, stellte sie sachlich fest.

»Das weiß ich.«

»Du siehst sogar schlecht aus.«

»Weiß ich ebenfalls.« Er grinste schief. »Aber ich fühle mich schon besser als beim Erwachen, das wollte ich dir noch sagen, bevor du dich zu sehr freust.«

»Warum sollte ich mich freuen?«

»Deine Stimme hat so geklungen.«

»Irrtum, ich, freue mich nicht darüber, wenn es meinem Mann schlechtgeht. Außerdem können wir heute keinen ruhigen Tag verbringen. Du bist praktisch vom Morgen bis zum späten Abend gefordert. Denk daran, daß Gäste kommen und die Arbeiten dieser so tollen Künstlerin Cynthia bewundern wollen.«

»Warum sagst du das?«

Sie lachte spöttisch auf. »Ist sie nicht toll?«

»Klar, sie malt…«

»Und ihr Kerle fallt vor ihr auf die Knie. Es fehlte nur noch, daß du ihr ein Bild abkaufst.«

»Du wirst lachen, mit dem Gedanken habe ich tatsächlich gespielt.« Er trank den ersten Schluck Kaffee und spürte, wie gut er ihm tat.

»Untersteh dich.«

»Es ist eine Wertanlage.« Vorsichtig setzte er die Tasse ab und schaufelte Rührei aus der Pfanne auf seinen Teller.

»Wer sagt das?«

»Davon gehe ich aus.«

»Unsinn. Diese Frau ist in der internationalen Kunstszene völlig unbekannt. Es hat keinen Sinn, auch nur eine Pesete für eines ihrer sogenannten Werke auszugeben. Ich jedenfalls zahle nichts.«

Juan hob die Schultern und schwieg. Er wollte den Streit von der Nacht nicht noch am Frühstückstisch fortsetzen. Aus Erfahrung wußte er, daß Maria kaum aufhörte, wenn sie sich einmal in Rage geredet hatte. Da verlor sie jegliche Objektivität.

»Ist es so schlimm?« fragte sie plötzlich.

»Was denn?«

»Deine Wunden.«

»Nein, nicht direkt.«

»Aber du hast dir ein Pflaster darüber geklebt.«

»Ja, man soll sie nicht sehen. Ich glaube sogar, daß sie sich entzündet haben.«

Marias Gesicht bekam einen scharfen, wachsamen Ausdruck, als sie die Augen verengte. Wie ein Raubvogel, der jeden Augenblick auf die Beute stoßen will, dachte Juan. »Ich möchte nur wissen, wie diese beiden Wunden an deinem Hals entstanden sind. Ich glaube einfach nicht daran, daß du sie dir selbst zugefügt hast. Da ist etwas in der Nacht passiert, das selbst ich im Unterbewußtsein bemerkt habe, und es hängt mit dieser Cynthia Droux zusammen, der ich schon beim ersten Zusammentreffen nicht getraut habe.«

»Das ist doch alles aus der Luft gegriffen.«

»Ist es nicht. Ich nenne es weibliche Intuition. Diese Person ist hier erschienen, um uns Böses anzutun. Sie ist gefährlich. Würden wir einige Jahrhunderte früher leben, hätte ich sie sogar als eine Hexe bezeichnet.«

»Auf den Scheiterhaufen mit ihr - wie?«

»Ja!«

Diese Antwort hatte so ehrlich geklungen, daß Juan sich erschreckte. Ihm war der Appetit vergangen. Er schob den Teller zurück, leerte noch seine Tasse und erhob sich.

»Wo willst du hin?«

Spöttisch lächelte er Maria an. »Hast du nicht von einem vollen Terminkalender gesprochen? Es stimmt, und deshalb habe ich zu arbeiten. Wir sehen uns später.«

Nach diesen Worten verließ er den Raum.

Maria Sanchez aber blieb nachdenklich am Tisch sitzen. Ihre Gedanken drehten sich um Cynthia Droux. »Und sie ist doch eine Hexe«, flüsterte sie. »Wenn nicht noch schlimmer. Sie ist gekommen, um uns alle ins Verderben zu reißen. Ich spüre dies, ich merke es genau. Sie hat etwas vor.« Dann lächelte sie, weil sie an Bill Conolly dachte. Er war gekommen, um sich die Frau aus der Nähe anzuschauen, aber er hatte nicht so reagiert, wie Maria es gewollt hätte.

Selbst ihn hatte dieses Weib in seinen Bann gezogen…

***

Zuerst war mein Freund Bill ein wenig überrascht gewesen, als ich den Vorschlag präsentierte, dann hatte er die Schultern gehoben und mir erklärt, daß er nichts dagegen hätte, wenn ich ihn auf die kleine Feier begleitete.

»Ist diese Frau wirklich gut, Bill?«

Er grinste mich an. »Wie meinst du das?«

»Beruflich.«

»Ach so - ja.« Er lächelte in sich hinein und hob die Schultern. »Es ist

eben Geschmacksache. Sie malt abstrakt, polemisch…«

»Wie kann man polemisch malen?«

»Weiß ich auch nicht so genau. Ich habe darüber gelesen, das ist alles.«

»Ach so. Aber das ist nicht alles, Bill.«

»Wie meinst du das denn?«

Ich schaute Bill bei meiner Erklärung an. »Diese blonde, pinselschwingende Dame soll sehr attraktiv sein, wie ich hörte.«

Bill konnte die leichte Röte in seinem Gesicht nicht vermeiden. »Wer hat dir das gesagt?«

»Sheila.«

»Da hat sie recht.«

»Ist sie wirklich ein Schuß?«

»Mehr als das, John. Sie ist Donner und Blitz in einem. Sie macht die Männer fertig, die wickelt sie um die Finger…«

»Wie ist es bei dir?«

»Was soll sein?«

»Hat sie es bei dir auch geschafft?«

Er grinste, dann lachte er. »Hat Sheila dich schon entsprechend vorbereitet?«

»Nicht so direkt, aber ich kann nicht abstreiten, daß sie schon etwas besorgt ist.«

»Na ja«, murmelte Bill, »manchmal ist es wirklich schwer.« Er wollte die Tür des Porsche öffnen, ich aber hielt ihn fest.

»Einen Moment noch.«

»Was ist denn?«

»Sheila meinte, daß diese Frau ein Geheimnis umgibt, ein gefährliches Rätsel. Wie stehst du dazu?«

»Das sagt nicht nur Sheila.«

»Hast du etwas herausbekommen, das auch für meine Arbeit von Interesse sein kann?«

Der Schein einer Lampe fiel durch die breite Frontscheibe und spiegelte sich auf unseren Gesichtern. »Ja, es ist möglich, daß sie von einem Geheimnis umgeben ist, John. Ob es aber mit deiner Arbeit etwas zu tun hat, das kann ich dir nicht sagen. Du wirst sie ja kennenlernen. Du kannst mir dann sagen, ob mein Bemühen, einen Artikel über sie und ihre Arbeit zu schreiben, falsch war.«

»Du willst über sie schreiben?«

»Warum nicht? Was erstaunt dich so?«

Ich winkte ab. »Schon gut, Bill, laß uns aussteigen. Die Eröffnung ist in zehn Minuten.«

Den guten Bill hatte es wirklich erwischt. Obwohl er es nicht zugeben wollte, ich merkte schon, daß er für diese Frau mehr als nur ein berufliches Interesse verspürte. Nach diesen Reaktionen war ich um so

gespannter auf Cynthia Droux.
Wir hatten im kleinen Park der Botschaft den Wagen angehalten. Es war hier zu sehen, daß im Innern des alten Gebäudes ein Fest stattfand, denn zahlreiche Laternen erhellten die abendliche Dunkelheit. Auf der breiten Treppe und an der Eingangstür - schon ein Portal - standen Bedienstete, die jeden Ankömmling noch einmal kontrollierten und ihn danach ins Haus geleiteten.
Nebeneinander gingen wir her, und ich entdeckte das Lächeln auf Bills Lippen. Seine Gedanken hätte ich gern gewußt, statt dessen sprach er mich an.
»Weißt du, John, ich würde gern erfahren, was du über mich denkst? Womit beschäftigst du dich?«
»Kommt darauf an.«
»Du denkst an Cynthia.«
»Auch.«
»Und an mich?«
»Kann sein.«
»Ich glaube nicht, daß Maria Sanchez recht mit ihrer Behauptung hat. Cynthia ist eine sehr attraktive Frau, aber sie ist keine Dämonin, glaube ich.«
»Abwarten.«
Wir wurden angesprochen, und Bill zeigte die Einladungskarten. Er hatte mir noch eine besorgt. Sie war von einem Boten gebracht worden. Wir durften passieren und wurden an der Tür von einem Menschen in Empfang genommen, der einen Frack trug und unter der Jacke eine graue Weste. Er geleitete uns in die festlich eingestimmte Halle. Das Licht der Kronleuchter brach sich in den mit Drinks gefüllten Gläsern und gab dem Champagner ein nahezu kostbares Funkeln.
Wir waren für einen Moment stehengeblieben, um unsere Blicke schweifen zu lassen. Eine gemischte Gesellschaft hatte sich hier versammelt. Nicht nur steife Diplomaten und Vertreter der Oberschicht, sondern auch Künstler, die locker und easy gekleidet waren, sich auch so gaben und nicht wie Pinguine mit dem Glas in der Hand umherstolzierten.
»Nun?« fragte Bill.
»Es ist recht nett, aber wo steckt denn der Star des Abends?«
»Ich sehe Cynthia noch nicht.«
»Ihr Auftritt wird später kommen.«
»Denke ich auch.«
Zunächst einmal wurden wir den Gastgebern vorgestellt. Bill war bekannt, ich nicht, und ich reichte zuerst einem Mann die Hand, dessen Gesicht ziemlich verlebt aussah. Er hatte sein dunkles Haar mit den grauen Strähnen nach hinten gekämmt, dadurch wirkte seine Stirn

noch höher. Auf der Haut schimmerten die kleinen Schweißperlen. Er bemühte sich, spritzig und galant zu sein, aber den stumpfen Ausdruck in den Augen konnte er nicht vertreiben. Ich sah auch das Pflaster am Hals und hielt bei dieser Entdeckung die Hand des Mannes für einen Moment länger fest als üblich.

»John Sinclair?« fragte er nach.

»Ja.«

Er öffnete den Mund. »Ahhh, dann sind Sie also derjenige, von dem Bill berichtet hat.«

»Ich hoffe, nur Gutes.«

»Natürlich.« Er schüttelte meine Hand noch einmal. »Ich freue mich, daß Sie gekommen sind.«

»Danke, ich ebenfalls.«

Dann begrüßte ich Señora Sanchez, eine große, schlanke Frau mit rabenschwarzen Haaren, die auf der Hälfte der Stirn zu einem Pony geschnitten waren, ansonsten lang bis auf die Schultern fielen.

Ihr Gesicht war scharf geschnitten, die hohlen Wangen von einer rötlichen Schminke bedeckt, und der Lidschatten war dunkel wie die Nacht. Sie schaute mich sehr intensiv an, als sie meinen Namen gehört hatte, und zischelte mir zu: »Ich muß Sie so schnell wie möglich sprechen, Mr. Sinclair. Warten Sie neben der schmalen Tür dort hinten.«

»Gern, Señora.«

»Bis gleich.«

Bill hatte auf mich gewartet. Von einem Tablett nahmen wir zwei Gläser mit trockenem Sherry und schlenderten in die Mitte der Halle. »Was wollte Sie denn von dir?«

»Mit mir reden.«

»Wann?«

»Gleich.«

»Hm.«

Ich probierte den Sherry, fand ihn gut und fragte Bill: »Kannst du dir vorstellen, was Sie von mir will?«

»Natürlich, John. Sie wird dir das gleiche erzählen wie mir. Es geht ihr einzig und allein um die Malerin, die sie für sehr gefährlich hält. Das ist alles.«

»Dämonisch gefährlich oder anders?«

Bill lächelte. »Beides wohl.«

»Kann sein. Weißt du, wie es um ihren Mann steht? Ist er dieser Frau auch verfallen?«

»Was heißt auch? Glaubst du, auch ich sei ihr verfallen?«

»Noch nicht.«

Bill funkelte mich an. »Hör mal, John, das ist verdammt unverschämt! Wenn du nicht mein Freund wärst, dann…«

»Reg dich ab«, sagte ich. »Wir sind alle nur Menschen, und ich will erst gar nicht damit anfangen, meine Fehler aufzuzählen, aber du würdest diese Person auch nicht von der Bettkante stoßen, da hat Sheila schon einen Riecher gehabt.«

Bill schaute zur Seite und schwieg. Für mich war es so etwas wie ein Eingeständnis. Es war ja auch kein Verbrechen, es war einfach menschlich auf der einen Seite. Auf der anderen war es ebenfalls menschlich, daß sich eine Frau wie Sheila Sorgen um ihren Mann machte. Da mußte ich versuchen, beide zu verstehen. Wir konnten die Diskussion nicht fortsetzen, denn Bill war von einem weißhaarigen, älteren Mann im schwarzen Anzug entdeckt worden, der unbedingt über ein Problem mit ihm reden wollte. Ich sah es Bill an, daß er froh war, meine Gesellschaft zu verlassen. Daß Bill sich nun woanders befand, war mir nicht gerade unangenehm, und ich begab mich zu dem Platz an der Tür, der mir praktisch als Treffpunkt zugewiesen worden war. Das inzwischen leere Glas stellte ich wieder bei einem der Ober ab.

Die Reihe der Gäste wollte noch kein Ende nehmen. Jemand öffnete eine große, zweiflügelige Tür zum Nachbarraum hin, und auch dort konnten sich die Menschen in einer strahlenden Helligkeit verteilen. An den Wänden hingen einige Bilder, sehr modern gemalt, und ich ging davon aus, daß es sich um Cynthias Werke handelte. Sie selbst war noch nicht erschienen.

An der Tür zu stehen wie bestellt und nicht abgeholt, gefiel mir auch nicht. Mit dem rechten Ellbogen drückte ich die Klinke runter, und wunderte mich schon, daß die Tür nicht verschlossen war.

Sekunden später war ich über die Schwelle gehuscht und fand mich in einem holzgetäfelten Flur wieder, in dem es nach Büro und Arbeit roch.

Ich konnte es mir auch einbilden, aber der Fotokopierer auf dem Gang wies eben in diese Richtung.

Mir fiel auch ein, daß ich mich in einer Botschaft befand, nicht in einem Privathaus. Ich hatte die Tür hinter mir geschlossen und den Lärm aus der Empfangshalle zurückgehalten. Es war nur mehr als fernes, murmelndes Rauschen zu hören.

Ein letzter Gang, niemand arbeitete mehr. Die Türen bestanden allesamt aus Holz, waren alt, und die in moderner Umrandung angebrachten Namensschilder an den Wänden paßten nicht dazu.

Irgendwo tutete ein Telefon. Niemand hob ab. Auch ich ließ es tuten und blieb erst stehen, als ich eine dunkle Treppe erreicht hatte, die sich in einem nach rechts geschwungenen Bogen in die Höhe zog und im Halbdunkel endete.

Von dort oben hörte ich Geräusche.

Zunächst waren sie nicht zu identifizieren, wenig später hörte ich,

daß es nur Schritte sein konnten.

Da oben lief jemand her.

Ich wartete, aber mit einem Gefühl in der Brust, daß diese Person dort oben wichtig für mich sein konnte, und deshalb zögerte ich nicht länger und eilte die Stufen hoch.

Dabei gab ich mir nicht besonders viel Mühe, leise zu sein, ich ging einfach normal, hielt den Kopf nach oben gerichtet und lauerte darauf, daß jemand am Ende der Treppe erschien.

Es zeigte sich niemand.

Ich überwand auch die letzten Stufen und befand mich ebenfalls in einem Gang. Auch hier waren rechts und links Büros. In der Mitte des Ganges lag ein Teppich wie eine breite, lange Zunge.

Es war für mich noch immer nicht zu sehen, wer sich hier oben bewegt hatte. Daß ich keiner Täuschung erlegen war, stand fest, und es kam mir jetzt so vor, als hielte sich die Person vor mir versteckt. Irgendwo war sie in eine der Türnischen getaucht, es standen ihr ja einige zur Auswahl.

Ich ging langsamer.

Etwas kribbelte über meinen Rücken wie dünne Spinnenbeine. Ich blieb stehen.

Dann hörte ich das Lachen.

Es war ein spöttisches, ein schwungvolles Gelächter, und einen Moment später löste sich tatsächlich eine Frauengestalt aus der Türnische links von mir. Sie schwebte in den Gang hinein und blieb in der Mitte stehen.

Obwohl ich sie noch nie zuvor gesehen hatte und sie nur von halbherzigen Beschreibungen her kannte, wußte ich sofort, wer mir da den Weg versperrte.

Das mußte Cynthia Droux sein!

***

War sie tatsächlich der Hammer? War sie wirklich dieses ultimative Weib, mit dem jeder Mann sofort ins Bett steigen wollte, wenn er sie sah? Ich wußte es nicht, ich jedenfalls reagierte nicht so.

Nicht weil ich ein Eisklotz bin, schöne Frauen interessieren mich durchaus, doch ich war vielleicht etwas voreingenommen, weil ich einfach schon zuviel über sie gehört hatte.

Zudem war das Licht nicht so perfekt, als daß ich jede Einzelheit an ihr hätte erkennen können, aber daß sie zur Spitze gehörte, was das Aussehen anging, das stimmte schon.

Eine blonde Haarflut umwellte ihren Kopf. Sie hatte es raffiniert gekämmt, es schwang in die Höhe und fiel trotzdem weich zu den verschiedenen Seiten hin. Ihr Gesicht zeigte sehr frauliche Züge, es wirkte wie gemalt, und sie gehörte zu den Frauen, die ein Abendkleid

ebenso tragen konnten wie eine sportliche Kleidung.

Elegant war sie angezogen, aber zu auffallend. Sie trug eine schwarze Stretchhose aus einem edlen Material, den Oberkörper bedeckte ein schlichtes, aber durchaus wertvoll aussehendes Seidentop, unter dem sich die Brüste deutlich abzeichneten, und als weiteres Oberteil hatte sie sich für eine grüne Samtjacke entschieden, deren Stoff so angelegt war, daß er bei jeder Bewegung schimmerte.

Die Jacke stand offen, und die Reihe der Goldknöpfe wirkte wie eine kostbare Perlenschnur. Zur Hose trug sie hochhackige, dunkle Schuhe, auf deren Oberleder zwei goldene Schmetterlinge angenäht waren.

»Überrascht?«

»Ja.«

»Warum?«

»Nun ja, ich…«

Sie ließ mich nicht ausreden. »Warum sind Sie hier? Warum nicht bei den anderen? War es Ihnen dort zu langweilig, oder haben Sie einfach mich gesucht?« Sie lachte und legte eine Hand vor dem Mund. »Lassen Sie mich raten. Sie haben mich gesucht?«

»Möglich.«

»Bitte, sagen Sie nicht nein, dann wäre ja mein Ego gestört. Eigentlich sucht mich jeder, aber ich habe mich rar gemacht, denn ich will erst später erscheinen.«

»Bei der Eröffnung, meinen Sie.«

»Selbstverständlich. Ich bin die Hauptperson. Auf mich giert man, Mister…«

»Ich heiße Sinclair - John Sinclair.«

»Oh, ein interessanter Name. Sind Sie ein Freund der Sanchez'?«

»Ein Bekannter.«

»Sie waren in der letzten Zeit nicht hier, nehme ich mal an.«

»Stimmt. Ich war verreist.«

»Wo?«

»Im Osten Europas.«

»Den kenne ich noch nicht. War es interessant für Sie? Wissen Sie, ich möchte dort einmal hin, denn ich interessiere mich sehr für die Menschen und ihre Schicksale.« Sie lächelte mich an und kam näher. »Darf ich John sagen?«

»Gern, wie Sie wollen.«

»Wunderbar, John. Wie wäre es denn, wenn Sie mich… wenn Sie mich…« Jetzt lachte sie. »Wenn Sie mich begleiten. Wir beide erscheinen plötzlich wie die Hauptpersonen in einem Bühnenstück. Jeder wird schauen, die Leute werden sich fragen, wer der Mann an ihrer Seite ist. Oder sind Sie hier bekannt?«

»Nicht direkt.«

»Dann stimmen Sie doch zu. Oder sind Sie in weiblicher Begleitung?«

»Ich bin allein gekommen.«

»Noch besser, viel besser.« Sie freute sich, aber ich war sehr vorsichtig, denn ich hatte einfach das Gefühl, als würde mir diese Person etwas vormachen. Sie redete, sie lachte, blieb auf Distanz, und ich hatte genau gesehen, daß ihre Augen kalt, tot und gleichzeitig abschätzend blieben. Was sie hier tat, war die reinste Schauspielerei, allerdings gekonnt, das mußte man ihr lassen. Es gab sicherlich genug Männer, die sich ihr schon jetzt an den Hals geworfen hätten, doch da blieb ich etwas zurückhaltend, obwohl diese Person auf mich ebenfalls einen erotisierenden Eindruck machte, das stand zweifelsohne fest.

»Wann müssen wir denn dann gehen?« erkundigte ich mich.

Sie ging wieder vor, hatte dabei den rechten Arm ausgestreckt, als wollte sie mich zu sich heranziehen, doch sie überlegte es sich von einer Sekunde auf die andere.

»Nein, nicht.«

»Wieso nicht?«

Cynthia zog sich zurück. Leider zu weit, so daß ich sie nicht deutlich genug erkennen konnte. Ich ging davon aus, daß sie Verdacht geschöpft hatte, ohne allerdings genau zu wissen, wie sie mich einordnen sollte.

»Gehen Sie ruhig allein. Ich habe es mir überlegt. Es würde nicht passen.« Sie winkte mir zu, drehte sich dabei, und ich glaubte sogar, ein Fauchen gehört zu haben.

Dann verschwand sie in einem der Zimmer und ließ mich stehen. Ich spielte mit dem Gedanken, ihr nachzugehen, ließ es dann aber bleiben, weil ich sie nicht noch mehr aufwerten wollte. Allerdings war ich nachdenklich geworden, und ich vergegenwärtigte mir noch einmal unsere Begegnung.

Zuerst hatte alles danach ausgesehen, als hätte sie mich anmachen wollen, das war dann doch nicht passiert. Cynthia hatte den Rückzieher gemacht, als hätte sie in mir eine Gefahr gesehen.

Das konnte durchaus zutreffen. Nur mußte eines festgestellt werden. Wer in mir eine Gefahr sah, der hatte bestimmte Antennen. Und diese Antennen waren eigentlich nur bei denen vorhanden, die auf der anderen, der schwarzmagischen Seite standen.

Sollte Señora Sanchez mit ihrem Verdacht doch richtig gelegen haben? Mich jedenfalls hatte die Begegnung mit dieser Malerin hellwach gemacht. Ich war auf weitere Treffen mit ihr gespannt und wollte mich wieder umdrehen, als ich hinter der Tür, hinter der Cynthia verschwunden war, ein dumpfes Geräusch hörte, als wäre etwas auf den Boden gefallen und kaum gedämpft worden.

Sofort keimte das Mißtrauen in mir hoch. Jetzt war ich wieder der Polizist und hatte die Tür mit wenigen Schritten erreicht. Für einen Moment blieb ich vor ihr stehen, den Blick auf das dicke Holz in der

Mitte gerichtet.

Ich hörte nichts mehr.

Trotzdem war ich alles andere als zufrieden, öffnete und trat in einen Raum, dessen Größe mich überraschte. Irgendwie paßte er nicht in dieses Gebäude, denn er war als Großraumbüro eingerichtet. Schreibtische, Aktenschränke, Monitore, die auf kleinen Beistelltischen standen, eine Blumenbank in der Ecke, nicht mehr als ein breiter, niedriger Schatten.

Und ich sah die Gestalt!

Sie drehte mir den Rücken zu, saß auf einer Schreibtischkante, und es war nicht Cynthia Droux, aber eine Frau. Sie hatte Mühe, sich auf diesem Platz zu halten, denn sie schwankte vor uns zurück.

Ich konnte mir gut vorstellen, daß sie zu Boden gefallen war und ich ihren Aufprall gehört hatte.

So lautlos wie möglich ging ich näher. Der Teppich dämpfte meine Schritte.

Die Frau schwankte auch weiterhin. Dabei drangen zischende und ächzende Laute aus ihrem Mund.

Sie trug eine große Schürze, die bis zu den Oberschenkeln reichte, und sie klammerte sich mit beiden Händen an der Kante fest.

Als ich das weiße Häubchen in ihrem dunklen Haar bemerkte, wußte ich, daß sie zum Personal gehörte.

Hinter ihr blieb ich stehen. Ich räusperte mich, sprach sie dann an. »Hallo, Sie…«

Die Frau zuckte zusammen.

»Geht es Ihnen nicht gut?«

Die Unbekannte löste ihre Hände von der Kante und wirbelte im selben Augenblick nach rechts.

Dabei streckte sie die Arme aus, und ihre gespreizten Hände zielten auf meinen Kopf und ebenfalls auf meinen Hals. Sie rammte mich, ich hörte einen keuchenden Schrei, verlor das Gleichgewicht, fiel aber nicht zu Boden, denn ein weiterer Schreibtisch stand in der Nähe, auf dessen Platte ich rücklings landete.

Hände drückten mich nieder.

Über mir schwebte das Gesicht der Frau, die etwas älter war als ich. Der Mund war verzerrt, und das nicht ohne Grund, denn aus dem Oberkiefer schauten zwei spitze Zähne hervor…

***

Ein Vampir!

Obwohl ich einiges schon erlebt hatte, überraschte mich dieser Anblick doch. Daß ich derart schnell mit einem dieser Monstren konfrontiert werden würde, damit hatte ich nicht gerechnet. Vielleicht war ich deshalb zu starr und reaktionslos.

Sie nutzte es aus.
Blitzschnell rammte die Person ihren Kopf nach unten und traf mich hart an der Stirn. Als die beiden Stirnen zusammenprallten, sprühten Sterne vor meinen Augen auf, und ich hatte im ersten Moment den Eindruck, einfach wegzufliegen.
Ich hörte das Lachen. Die Umgebung verschwamm vor meinen Augen, und die Blutsaugerin sah sich bereits auf der Siegerstraße. Da aber irrte sie gewaltig.
Ich war so weit auf den Schreibtisch zurückgerutscht, daß ich dort einen guten Halt gefunden hatte, den ich ausnutzte. Ich katapultierte meine Beine nach vorn, traf die Unperson vor und über mir, und der Griff verschwand. Ich drehte mich weg und glitt über die Schreibtischkante zu Boden.
Meine Gegnerin prallte ebenfalls auf, allerdings landete sie auf dem Teppich.
Ich kam hoch, sie ebenfalls.
Beide standen wir uns gegenüber, nur der Schreibtisch bildete die Mauer zwischen uns.
Es war dämmrig im Raum, ich erkannte nicht alle Anzeichen, aber die Zähne waren nicht zu übersehen, und in ihren Augen flackerte die Gier nach Menschenblut.
Dieses einzige Gefühl, das sie spürte, trieb sie auch an, und sie warf sich mir entgegen - direkt in meinen Faustschlag hinein, der sie mitten im Gesicht traf. Ich spürte unter meinen Knöcheln und der Haut eine weiche, kalte Masse, die zusammengequetscht wurde, dann flog der Körper wieder zurück, rutschte noch über den Schreibtisch und rollte über die Kante hinweg.
Ich hörte dieses Zerrbild eines Menschen schreien und fauchen. Bei dieser Person war nichts mehr zu retten, es gab nur eine Lösung, wie sie aus der Welt geschafft werden konnte.
Bevor sich die Blutsaugerin noch erheben konnte, war ich schon bei ihr und stemmte ihr meinen Fuß auf die Brust. Sie verspürte keine Schmerzen, war nur überrascht, was ich auch ihrem Gesicht ansah, aber dieser Ausdruck verschwand, als sich die Vampirin wieder gefangen hatte und mit beiden Händen nach meinem Bein griff.
Sie wollte den Fuß von sich wegzerren, das hätte sie auch geschafft, wenn nicht mein Kreuz wie ein Fallbeil nach unten gesaust wäre und nun über ihrem Gesicht pendelte.
Sie starrte es an.
Dann wimmerte sie.
Schmerzen mußten ihren Körper durchtosen, denn dieser Anblick war für einen Vampir nicht zu ertragen.
Als sie trotz allem noch den Kopf drehen wollte, bückte ich mich. Das Kreuz sank weiter nach unten, es erwischte ihren Schädel an der

Rückseite.
Die Blutsaugerin schrie in den Teppich, deshalb klang der Laut auch so dumpf und gurgelnd. Dann zuckten ihre Arme, am Kopf zischte es, als die Haut unter den Haaren verbrannte. Die Untote trommelte noch mit den Fäusten auf den Boden, auch die Beine bewegten sich, als wollte sie wegschwimmen, aber ihre Zeit war vorbei.
Sie lag still.
Sie war endgültig tot!
Ich trat zurück, bückte mich aber nicht, sondern nahm den Fuß und drehte den Körper auf den Rücken. Die Wunde sah ich nicht, was nicht allein an der Beleuchtung lag, die Wunde war durch das dichte Haar verdeckt worden, aber das Gesicht hatte seinen Schrecken verloren. Diese Person lag vor mir wie eine Schlafende. Wenn es sich nicht so pathetisch angehört hätte, dann hätte ich durchaus behaupten können, daß sie ihren Frieden gefunden hatte.
Ich hängte mir das Kreuz wieder um. Plötzlich war mir das Lachen vergangen und auch die Vorfreude auf den Abend. Hier lief etwas unwahrscheinlich Böses ab, noch versteckt, aber was hätte nicht alles passieren können, wenn es mir nicht gelungen wäre, diese Widergängerin zu finden?
Kein Gast dieser Party ahnte auch nur im entferntesten, was sich hier in Wirklichkeit abspielte. Ein Vampir konnte, wenn er biß, eine Kettenreaktion auslösen, und diese Frau war eben durch diesen Biß zu einer Blutsaugerin geworden.
Aber wer hatte sie dazu gemacht?
Ich dachte darüber nach, als ich das Büro durchsuchte. Jetzt im Schein der Deckenlampe. Ich entdeckte auch eine weitere Tür, die zu einem Nebenraum führte, der eingerichtet war wie ein Sekretariat für eine Person. Von diesem Raum aus führte eine zweite Tür wieder auf den Gang, in dem ich stehenblieb.
Mir war jetzt klar, auf welch eine Art und Weise diese Malerin hatte entkommen können. Und sie hatte sicherlich auch im letzten Augenblick gespürt, daß ich eine Person war, die sie so einfach nicht würde besiegen können.
Mein Kreuz!
Für einen Schwarzblüter war diese Aura durchaus zu spüren, und für mich gehörte Cynthia Droux zu dieser Sorte. Ich spezifizierte sie sogar. Sie war ein weiblicher Vampir. Mein Gott, und auf eine derartige Person war ausgerechnet mein Freund Bill Conolly reingefallen. Nicht nur er, auch andere Männer wurden Wachs in ihren Händen.
Sheila, dachte ich, das hast du gut gemacht. Dein Riecher war mehr als super.
Ich wußte jetzt, was ich zu tun hatte. Ich wollte nur eines nicht, die Dinge überstürzen. Sicherlich hatte auch die Malerin einen Plan

gefaßt, und wenn er voll reifen sollte, dann wollte ich eingreifen.

Die Feier war in vollem Gange, als ich wieder in die Halle hinter der Eingangstür zurückkehrte und für einen Moment geblendet wurde.

Deshalb sah ich die Frau auch nicht, die sich mir mit eiligen Schritten näherte. »Sie haben mich aber lange warten lassen, Mr. Sinclair«, sagte sie.

Señora Sanchez stand vor mir. Sie hielt ein breites Glas mit irgendeinem Cocktail in der Hand und schaute mich fast böse an. Ihr schwarzes, kurzes Paillettenkleid reflektierte das Licht und ließ den Stoff an einigen Stellen bunt schimmern. Sie trug nur leichten Schmuck, der wegen des breiten Ausschnitts auffiel. Wegen der Wärme hatte sie ihre kleine Jacke ausgezogen, aber die Señora war wirklich nicht in der Stimmung, großartig zu feiern, das sah ich ihr an.

»Ich muß mich entschuldigen, aber ich… na ja…«

»Ist auch egal, Mr. Sinclair. Wo können wir sprechen?«

»Das müßten Sie wissen.«

Sie faßte meinen Arm. »Kommen Sie bitte mit.«

Aus der Halle gingen wir nicht, das wäre aufgefallen. Wir blieben dort stehen, wo eine breite Treppe in die Höhe führte und direkt neben ihr ein Gang in Richtung der Privaträume des Botschafters und dessen Stellvertreters.

»Es geht also um diese Frau«, sagte ich und leitete damit das Gespräch ein.

»Ja, um die Malerin Cynthia Droux.«

»Wer ist sie?«

Maria Sanchez hob die wohlrasierten Augenbrauen. »Sie ist eine Bestie, Mr. Sinclair.«

»Tatsächlich?«

Sie nickte.

»Das sind harte Anschuldigungen. Ich hörte das Gegenteil. Sie soll sehr attraktiv sein.«

»Hat das Ihr Freund Bill Conolly behauptet?«

»In der Tat.«

»Dann ist er wie alle Männer, wobei ich meinen nicht ausnehme. Der ist wie ein verliebter Gockel, der hat sich von ihr einfangen lassen und merkt nicht, daß sie es mit allen Männern vorhat und es auch in die Tat umsetzt.«

»Wer noch?«

»Ich weiß es nicht, Mr. Sinclair. Sie aber kennen Ihren Freund schon lange, wie ich hörte. Ist Ihnen denn sein Verhalten nicht aufgefallen?«

»Nicht nur mir, auch seiner Frau. Sie hat mich überhaupt auf die Spur gebracht. Sheila spürte, daß Bill sich verändert hatte. Frauen sind da wohl sehr intuitiv…«

»Wie bei mir, genau wie bei mir. Ich habe es auch bemerkt, deshalb hatte ich ja Ihren Freund gebeten, sich um meinen Mann und um diese Malerin zu kümmern. Wie konnte ich denn ahnen, daß auch er Feuer fängt.«

»Was wissen Sie über die Frau?«

»Nicht viel. Gar nichts, eigentlich.«

»Sie wissen also nicht, woher sie gekommen ist?«

»Richtig. Man sagt, daß sie Spanierin mit baskischem Einschlag ist. Sie tauchte plötzlich auf und hat so einiges durcheinandergebracht, das hat sie geschafft. Sie ist tatsächlich in der Lage, Männer mit ein, zwei Blicken um den Finger zu wickeln. Da spielt es keine Rolle, ob sie verheiratet sind oder nicht.«

»Das ist für mich nicht so wichtig, wie sie sich denken können, Señora Sanchez…«

»Aber für mich! Ich will den Skandal nicht. Ich kann ihn mir nicht leisten. Ich weiß, daß Männer nur selten treu sind, es ist naturgegeben, habe ich gelesen, aber ich will nicht, daß mich mein Mann öffentlich betrügt.«

»Hat er das denn?«

»Ich nehme es an.«

»Aber Sie wissen es nicht genau?«

»Nein, mir fehlen die Beweise. Ich will sie auch nicht haben, ich will nur, daß diese Person mit der schlechten Aura verschwindet. Für mich ist sie eine Hexe.«

»Da liegen Sie beinahe richtig«, murmelte ich.

»Was sagten Sie, Mr. Sinclair?«

»Nichts, schon gut. Ich dachte nur laut. Haben Sie eigentlich mal darüber nachgedacht, weshalb sie gerade zu Ihnen gekommen ist? Warum trat sie ausgerechnet in Ihr Leben?«

»Eine sehr gute Frage, Mr. Sinclair? Warum passierte das ausgerechnet uns? Ich weiß es nicht.«

»Es könnte ein Motiv geben.«

»Welches?« Sie verlagerte ihr Gewicht auf das linke Bein. »An mir kann es nicht liegen.«

»Bleibt ihr Mann.«

»Er hat sie nie gekannt.«

»Das wissen Sie genau?«

»So genau auch nicht«, gab sie ungern zu: »Ich weiß ja nicht, was sich vor unserer Hochzeit alles abgespielt hat. Mein Mann hat sich da immer ziemlich bedeckt gehalten. Jedenfalls hat sich diese Person an ihn herangemacht, und es war der Botschafter, der sie nach England einlud, um ihre Werke publik zu machen. Sie sollte auch von einem internationalen Publikum bestaunt werden.« Bitter lachte die Frau auf. »Was daraus geworden ist, habe ich erlebt. Mein Mann benimmt sich

wie ein Kind, er macht sich lächerlich. Sogar in der Nacht findet er keinen Schlaf, die letzte war am schlimmsten.«

»Ist es zu indiskret, wenn ich Sie bitte, mehr darüber zu erzählen, Señora Sanchez?«

»Nein, überhaupt nicht.« Sie nagte an ihrer Lippe, die aussah, als wäre sie rot lackiert worden. »Ich bin in den frühen Morgenstunden plötzlich erwacht und hatte den Eindruck, mit meinem Mann nicht mehr allein im Zimmer zu sein.«

»Warum sind Sie aufgewacht?«

Sie hob die Schultern, die eine makellose weiße Haut zeigten. »Ich kann es Ihnen nicht sagen, Mr. Sinclair. Vielleicht hat mich das Unterbewußtsein gewarnt, weil sich mein Bewußtsein tagsüber zu sehr mit dieser Frau beschäftigt hat. Jedenfalls wurde ich wach, und es kam mir vor wie eine Warnung.«

»Was geschah?«

»Mein Mann schlief nicht. Er lag nackt neben mir.«

»Was auch normal sein kann.«

»Ja, natürlich, wenn auch nicht bei ihm, denke ich. Aber ich wurde den Eindruck nicht los, daß er nicht allein war. Jemand ist in unserem Zimmer gewesen und schnell wieder verschwunden.«

»Wohin?«

»Keine Ahnung, aber das Fenster stand weit offen.« Sie ballte eine Hand zur Faust. »Ich war leider noch zu schlaftrunken, sonst hätte ich sicherlich mehr gesehen.«

Mir war das zuwenig, deshalb fragte ich: »Gibt es noch andere Beweise für Ihre Theorie?«

Eine ärgerliche Falte erschien zwischen ihren Brauen. »Das ist keine Theorie mehr.«

»Mir genügt es leider nicht, Señora.«

»Ja, ich weiß, Sie sind Polizist.« Ihre Handbewegung stufte ich als ärgerlich ein. Sie schaute gegen das Außengeländer der Treppe und erkundigte sich, ob mir bei Ihrem Mann nichts aufgefallen wäre.

»Was sollte das gewesen sein?«

»Er trug ein Pflaster am Hals.«

In mir spritzten Funken hoch. Daran hatte ich tatsächlich nicht mehr gedacht. Ich hatte einen Blutsauger getötet und einen Mann gesehen, der seinen Hals an einer bestimmten Stelle verpflastert hatte. Eigentlich brauchte ich nur noch eins und eins zu addieren, um zum richtigen Resultat zu gelangen. Ich gab eine ausweichende Antwort, weil ich von Maria Sanchez mehr wissen wollte. »Es kann sein, daß ich es gesehen habe. Wenn ja, dann ist es mir nicht aufgefallen, denn als Mann sieht man eher die Damen.«

»Hören Sie auf, mir schmeicheln zu wollen. Dieses Pflaster, Mr. Sinclair, klebt nicht ohne Grund dort. Mein Mann wollte damit

Bißstellen verbergen.«
»Welche Bißstellen, bitte?«
Sie hob Zeige- und Mittelfinger der linken Hand. »Zwei Punkte«, erklärte sie, »die sich noch entzündet haben, wie mir mein Mann beim Frühstück berichtete. Deshalb hat er sie verpflastert. Es kommt noch etwas hinzu. Er hat sich schwach und matt gefühlt, und zwar den ganzen Tag über. Erst gegen Abend ist er aufgetaut.«
»Haben Sie dazu auch eine Theorie?«
»Insektenstiche können es nicht sein. Wir haben Winter. Da fliegen keine dieser Quälgeister umher. Nein, diese Bißstellen müssen eine andere Ursache gehabt haben.«
»Sie haben auch keinen Verdacht.«
»Doch!« erwiderte sie im Brustton der Überzeugung. »Den habe ich natürlich.«
»Hat er einen Namen?«
»Sie sagen es. Er heißt Cynthia Droux.«
»Womit sich der Kreis wieder geschlossen hätte. Sie war also in Ihrem gemeinsamen Schlafzimmer und hat Ihren Mann in den Hals gebissen. Ist das richtig?«
»So kann es gewesen sein.«
»Aber wer beißt einen anderen Menschen?«
Ihr Mund zog sich in die Breite. Die nächsten Worte bestanden mehr aus einem Zischen. »Wer kann denn sagen, welche sexuellen Praktiken diese Person bevorzugt? Ich habe Ihnen schon gesagt, daß von ihr etwas Böses ausgeht. Schauen Sie selbst nach, Mr. Sinclair.« Sie umfaßte meinen rechten Arm und rüttelte mich. »Gehen Sie in den Nachbarraum. Dort findet die Ausstellung statt, und da ist auch das kalte Büfett aufgebaut. Gehen Sie hinüber und reden Sie mit dieser Person. Aber geben Sie acht. Cynthia wird versuchen, auch Sie in ihren Bann zu ziehen. Sie versucht es mit jedem Mann, mit jedem!« Die Augen der Frau verengten sich. »Ich bin davon überzeugt, daß ich meinen Gatten und womöglich auch Ihren Freund Bill Conolly in ihrer Nähe finde. Dieser Abend wird noch spannender werden, Mr. Sinclair.«
Nach diesen Worten ließ sie mich stehen. Ich mußte ehrlich zugeben, daß ich schon nachdenklich geworden war. Die Erzählungen dieser Person paßten genau in das Bild, das ich mir von der Malerin gemacht hatte. Allerdings verstand ich nicht, weshalb sie sich gerade die Familie Sanchez ausgesucht hatte.
Gut, sie stammten aus Spanien. Auch Cynthia war Spanierin. Zwar mit einem ungewöhnlichen Namen für dieses Land, aber sie zählte dazu. Da konnte es eine Verbindung geben, die möglicherweise ihren Ursprung in der Vergangenheit hatte.
Das waren Spekulationen und Theorien. Ich folgte dem Rat der

Gastgeberin und begab mich dorthin, wo ich Stimmen und Gelächter hörte, wo die Action lief…

***

Der Trubel im Ausstellungsraum war gewöhnungsbedürftig, zumindest für mich, denn wohl fühlte ich mich nicht, was auch am leichten Hunger liegen konnte. So tat ich erst einmal das, was hier alle getan hatten, ich bediente mich am Büfett.

Es gehörte nicht zur prachtvollen Sorte. Was da lag, sah sehr appetitlich aus. Spanien in London.

Kleinigkeiten, Gabelbissen, Oliven, Käse und Wurst, viele Dips und Soßen, auch Fisch erfreute zuerst mein Auge, später den Magen, und an entsprechenden Getränken stand ebenfalls einiges bereit.

Ich hatte meinen Teller genommen und mich in eine relativ stille Ecke zurückgezogen. So konnte ich in den Ausstellungsraum hineinschauen und auch die Bilder sehen, die an einer breiten, fensterlosen Wand hingen. Vor ihr standen die meisten Gäste. Sie aßen, sie schauten, sie tranken, sie diskutierten, gaben sich sehr interessiert, wobei ich mehr den Eindruck hatte, daß die meisten von ihnen wegen des Essens und der Getränke erschienen waren.

Drei runde Tische mit mehreren Stühlen davor standen dort, wo sich der Raum verbreiterte und gleichzeitig endete. An einem Tisch - ich hatte es mit einem flüchtigen Blick wahrgenommen - saß die Künstlerin zusammen mit dem Gastgeber und einigen Gästen. Unter den Gästen hatte ich auch Bill Conolly gesehen.

Da ich nicht wie ein Elefant in den Porzellanladen hineingestürmt war, sondern einem normalen Gast glich, konnte ich es langsam angehen lassen. Ich aß, trank Wasser dazu und dachte gleichzeitig nach. Daß diese Cynthia Droux etwas vorhatte, stand für mich fest. Sollte sie tatsächlich ein Vampir sein - der letzte Beweis fehlte mir ja noch -, waren die Gäste hier die idealen Opfer für sie. Außerdem war sie eine Frau, die Männer magisch anzog. Ich konnte mir vorstellen, daß die Typen an ihrem Tisch große Augen und Ohren bekamen und jedes Wort aufsaugten, das sie sagte.

Mein Teller war nicht bis zum Rand gefüllt gewesen. Ich stand auf und stellte ihn weg.

Als ich mich wieder umdrehte, stand Maria Sanchez vor mir. Ihre Lippen zeigten ein verkniffenes Lächeln, und die Pupillen funkelten wie geölte Kohlestücke.

»Wie gefällt es Ihnen hier?«

»Das kann ich noch nicht sagen Señora. Ich habe mir einen ersten Eindruck verschafft.«

»Zu welchem Ergebnis sind Sie dabei gekommen?«

»Daß ich die meisten Gäste hier nicht kenne.«

»Kommen Sie, Mr. Sinclair.« Ihre Stimme klang leicht ärgerlich. »Sie sind Polizist. Ist das der einzige Eindruck, den Sie von der Feier gehabt haben?«

»Das nicht.«

»Aha.« Die Frau nahm eine dunkle Olive zu sich. »Meinen Mann haben Sie wohl gesehen.«

»Sicher. Er sitzt bei Bill Conolly.«

»Diese beiden Balzhähne!« zischte sie. »Die wollen doch nur in der Nähe dieser schrecklichen Person sein.« Ihr Mund verzog sich weiter. »Es ist schrecklich, sage ich Ihnen. Ich habe das Gefühl, als wäre sie ein Magnet und die Kerle aus Eisen.«

»Nun ja.« Ich hob die Schultern. »Jedenfalls werde ich mich mal zu ihnen gesellen.«

»Tun Sie das. Und dann?«

»Ich lasse alles auf mich zukommen.«

Maria Sanchez ballte die linke Hand zur Faust. »Machen Sie dieses Weib fertig! Cynthia Droux ist gefährlich. Das sage ich nicht nur so dahin, ich spüre es einfach.«

»Ja, Señora, vielleicht haben Sie sogar recht.«

»Bestimmt! Dabei gebe ich nicht mal meinem Mann die Schuld. Er kann gar nicht anders. Diese Person hat ein Netz aus Boshaftigkeit um ihn und andere gesponnen. Die hat etwas an sich, vor dem ich zurückschrecke, und das soll etwas heißen.«

»Mehr wissen Sie nicht?«

»Ich will Ihnen eines sagen, Mr. Sinclair.« Sie kam noch näher auf mich zu. »Ich habe sie ja unmittelbar erlebt, und mir ist aufgefallen, daß sie… daß sie… nicht atmet.« Maria ging wieder zurück.

Wahrscheinlich, weil sie damit rechnete, von mir ausgelacht zu werden, das tat ich nicht.

Ich hakte sogar nach. »Sind Sie sicher?«

»Hundertprozentig.«

»Was sagt Ihnen das?«

»Mir?« Sie schüttelte den Kopf. »Mir sagt es nicht viel, aber Ihnen sollte es etwas bedeuten. Sie sind der Fachmann.« Noch einmal nickte sie mir zu, dann mußte sie sich um andere Gäste kümmern, die bereits nach ihr gerufen hatten.

Bevor ich Cynthia sah, hörte ich sie. Es war sicherlich nicht ruhig in diesem Raum, viele Menschen sprachen durch- und miteinander, aber Cynthias Stimme war schon zu hören. Sie übertönte alle anderen, denn sie sprach laut und überdreht, als würde ihr hier alles gehören. Irgendwo war sie auch die Königin, und wahrscheinlich erlebte sie schon eine große Vorfreude auf das wahre Blutfest.

Ich pirschte mich an die Gruppe heran und blieb unterwegs stehen. Ich unterschied mich in nichts von den anderen Gästen, mittlerweile

hatte ich mir ein Glas mit Weißwein vom Tablett genommen, nippte hin und wieder daran und schaute zu diesem runden Tisch hin, der noch Besuch bekommen hatte. Die ihr zuhörenden Gäste saßen nicht nur, sie standen auch. Cynthia redete nicht nur mit dem Mund, auch mit Händen und Füßen, wobei sie des öfteren zu ihren Bildern hindeutete, auch mal aufsprang, sich dann wieder setzte und dabei wie zufällig entweder Juan Sanchez oder Bill Conolly berührte, was den beiden keineswegs unangenehm war.

Mich hatten sie noch nicht entdeckt. Ich schob mich langsam näher, aber so, daß immer Gäste zwischen mir und dem Tisch hergingen. So war ich einigermaßen gedeckt.

Angesprochen wurde ich nicht. Die meisten kannten sich, ich gehörte nicht zur Szene und war deshalb kaum gefragt.

Einige Künstler befanden sich unter den Gästen. Sie fielen wegen ihrer extravaganten Kleidung auf.

Ein Mann mit langen, weißblond gefärbten Haaren hatte wohl seine Muse mitgebracht, ein grellgeschminktes Weib mit poppigen Leggings und Federn im Haar. Beide entwickelten einen ungeheuren Appetit und schaufelten hinein, was der Magen aufnahm.

Ich näherte mich dem Tisch.

Andere Gäste standen hinter den Stühlen. Die besten Plätze hatten die Malerin und die beiden neben ihr sitzenden Männer eingenommen, denn sie saßen an der Wand.

Ich beobachtete Bill.

Sein Gesicht war gerötet. Er hatte auch getrunken. Er lachte, er hatte seinen Spaß, und als ich mir Juan Sanchez anschaute, da erkannte ich schon, daß er Mühe hatte, überhaupt wach zu bleiben. Hin und wieder stützte er sich bei seiner schönen Nachbarin ab oder flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Ich sah auch das Pflaster an seinem Hals und machte mir meine Gedanken über das, was mir Maria berichtet hatte. War der Gastgeber tatsächlich gebissen worden? Wenn ja, dann mußte Cynthia in der Nacht das Schlafzimmer der beiden betreten haben. Nur war Maria gerade noch rechtzeitig genug wach geworden.

Plötzlich bewegte sich mein Freund Bill nicht mehr. Er hatte mich gesehen. Ich hob mein Glas und nickte ihm lächelnd zu.

»Hi, John«, rief er und winkte mit einer Hand. »Komm zu uns, ich möchte dir den Star des Abends vorstellen, um den sich letztendlich alles dreht.«

Er hatte so laut gesprochen, daß andere Gäste aufmerksam geworden waren, und einige Augen richteten sich auf mich. Zudem versickerten in meiner Nähe die Gespräche.

Ich stand in einem Loch, auf einer Insel, ich fühlte mich unwohl, aber ich machte gute Miene zum unangenehmen Spiel und trat lächelnd an

den Tisch heran.
Selbst Cynthia bewegte sich nicht. Sie saß starr wie ein Schulmädchen, den Blick auf mich gerichtet, die Lippen zu einem verkrampft wirkenden Lächeln verzogen.
Neben ihr stierte Juan Sanchez auf den Tisch. Er war wohl nicht betrunken, nur müde, deshalb hatte er auch Bill Conolly die Vorstellung überlassen.
»Cynthia, das ist John Sinclair. Er ist ein guter Freund von mir. Ich habe ihn heute abend mitgebracht.«
»Du?« Sie hatte nur dieses eine Wort gesprochen, und es hatte wie ein Knurren geklungen.
»Ja…« Er räusperte sich. »Warum?«
»Schon gut«, sagte sie und lächelte mich an, ohne ihre Zähne zu zeigen. Die Augen lebten nicht, sie waren tot, leer, aber sie spielte ihren Part hervorragend. »Ich denke, wir haben uns schon gesehen, Mr. Sinclair, oder sollte ich mich irren?«
»Nein, Sie irren sich nicht.«
»Und Ihnen geht es gut?«
»Wie Sie sehen.«
»Ja, in der Tat.« Sie streifte mich mit ihrem Blick, und ich glaubte auch, Verwunderung in den Augen zu lesen.
Ich trieb das Spiel weiter. »Weshalb sollte es mir nicht gutgehen?«
»Nur so.«
»Aha.«
Jetzt lachte sie wieder und griff zu ihrem Glas, in dem sich Rotwein befand. »Trinken wir auf Spanien, trinken wir auf die Zukunft, trinken wir auf die Männer und Frauen, trinken wir auf die netten Menschen, die extra wegen mir gekommen sind, und trinken wir auf diesen herrlichen Abend.«
Es gab keinen Gast, der ihre Stimme nicht gehört hätte, aber nicht alle hoben ihre Gläser. Zumindest Maria Sanchez und ich hielten uns zurück.
Auch der Gastgeber hatte kaum einen Schluck genommen. Es war ihm schwergefallen, überhaupt sein Glas zu halten. Er hatte zudem Schwierigkeiten, sitzen zu bleiben. Immer wieder wischte er über sein Gesicht. Das war nicht nur mir aufgefallen, auch anderen Gästen, die in meiner Nähe standen, und ich hörte sie über Sanchez flüstern.
Seine Frau stand neben mir. »Hören Sie zu, Mr. Sinclair. Ich werde ihn jetzt ins Bett bringen - okay?«
»Ja. Wo schlafen Sie?«
»Sie kennen die Treppe. Gehen Sie neben ihr in den breiten Gang hinein, dort liegen unsere privaten Räume. Ich werde die Tür des Schlafzimmers nicht verschließen, es ist die dritte von rechts.«
»Rechnen Sie denn mit irgendwelchen Vorkommnissen?«

»Ja.«

»Wir werden sehen. Ich versuche jedenfalls, Cynthia nicht aus den Augen zu verlieren. Außerdem weiß sie bereits, daß ich nicht eben zu ihren Freunden gehöre.«

»Das habe ich vorhin gemerkt.« Sie ließ mich stehen und näherte sich dem runden Tisch. Für eine Cynthia Droux hatte sie keinen einzigen Blick übrig.

Auch die Malerin nahm so gut wie keine Notiz von Maria Sanchez, als diese in ihrer Nähe erschien.

Nur einmal schaute sie hin, und dieser Blick war irgendwie wissend, als würde für sie alles wunderbar nach Plan laufen.

Maria kümmerte sich um ihren Mann. Sie sprach mit ihm. Was sie sagte, hörte ich nicht, jedenfalls schien Juan Sanchez von den Worten nicht gerade überzeugt zu sein, denn er schüttelte einige Male den Kopf und wollte seine Frau sogar wegstoßen.

Das irritierte Maria nicht einmal. Sie faßte ihren Gatten unter und zerrte ihn in die Höhe, was dieser mit sich geschehen ließ. Sein Gesicht sah wirklich müde aus, und mir kam blitzartig eine Idee, die ich sofort in die Tat umsetzte.

Bevor der Stuhl neben Cynthia noch besetzt werden konnte, huschte ich hin, drückte mich am Ehepaar Sanchez vorbei und nahm Platz, was Maria mit einem wissenden Lächeln quittierte.

Die Malerin hatte meine schnelle Reaktion kaum mitbekommen. Erst als ich mein Weinglas vor mir auf den Tisch stellte, drehte sie ihren Kopf nach rechts.

»Ich bin so frei gewesen und ihr neuer Nachbar, schöne Cynthia.«

»Hi, John!« rief Bill von der anderen Seite her. Er beugte sich vor und drehte ebenfalls den Kopf, um mich anschauen zu können. »Da sind wir ja wieder beisammen.«

»Geht's dir gut?«

Er legte einen Arm um Cynthia, was diese kaum registrierte. »Wie sollte es mir in so einer derartigen Gesellschaft schlechtgehen, alter Junge?«

»Ja, wie sollte es auch?« Ich lächelte, aber meine Augen blieben klar und kühl.

Cynthia hatte sich wieder gefangen. Ich sah sie nicht nur, ich roch sie auch, und es war ein Geruch, der mich irritierte.

Okay, die Kosmetik-Industrie hatte an ihr verdient, aber ein anderer Geruch lagerte unter dem Duft, und der irritierte mich schon. Sie roch irgendwie alt. Nach Vergänglichkeit, nach Moder. Da war die Frische der Haut nur Tunke, und ich hatte auch den Eindruck, als würde sie nach Blut riechen.

Cynthia schien etwas bemerkt zu haben, denn sie runzelte die Stirn und fragte: »Ist was mit mir?«

»Nein, nein, Sie sehen blendend aus. Ich habe selten jemand in Ihrer Lage gesehen, der so gut aussieht.«

»Ach ja?«

»Und ich lebe noch.«

Mit dieser Bemerkung konnte sie nichts anfangen. Aber mein Lächeln war Fortsetzung genug.

Plötzlich stand sie auf. »Sie werden mich für einen Moment entschuldigen.«

»Bitte.« Ich erhob mich ebenfalls, damit sie an mir vorbeigehen konnte.

»He, wo willst du denn hin?« rief Bill. Er sah schon beinahe beleidigt aus.

»Ich komme gleich wieder, keine Sorge.«

»Hoffentlich.«

Ich schaute ihr für einen Moment nach. Wahrscheinlich würde sie die Toilettenräume aufsuchen. Es war nicht gut, daß sie sich zurückzog. Ich glaubte zudem daran, daß sie hier nicht wieder erscheinen würde, sie hatte Verdacht geschöpft.

»Ein tolles Weib«, sagte Bill und grinste.

»Wenn du dich da nicht mal irrst.« Ich stand auf, aber Bill war dagegen. Er zerrte mich wieder zurück, so daß ich auf den Stuhl plumpste. »Was ist denn jetzt?«

»Was ist los mit dir, John?«

»Ich bin normal, nur du nicht.«

»Hör doch auf, das ist…«

»Sie hat dich eingewickelt, Bill. Sie hat ihr Netz gespannt. Sie ist wie eine Spinne, und du hast dich in den Fäden verfangen. Will das nicht in deinen Kopf? Sheila hat recht gehabt. Du bist ihr schon beinahe verfallen.«

»Das ist doch Unsinn.« Er schüttelte den Kopf und tat es so langsam, wie er gesprochen hatte. Ich konnte ihm nicht mal einen großen Vorwurf machen, denn Bill war leicht angetrunken.

»Es ist am besten, wenn du hier am Tisch bleibst und ab jetzt Wasser trinkst.«

»Warum? Ich will mit Cynthia anstoßen! Ich muß mit ihr reden. Ich habe ihr versprochen, über sie zu schreiben. Ich werde ein Künstlerporträt anfertigen. Ich werde sie groß rausbringen und mich mehrmals mit ihr treffen müssen.« Er grinste, streckte seinen Arm aus und zwinkerte mir zu. »Treffen, John… hast du gehört? Treffen!« Jede Silbe betonte er besonders.

»Ja, ich weiß.«

»Diese Frau ist super, John. Die hat etwas, das andere nicht haben. Sie kann sich bewegen, sie ist der Mittelpunkt und…«

»Ich finde deine Frau besser, sorry.« Mehr sagte ich nicht und stand

auf.

Rasch ging ich weg. In meinem Innern tobte eine kleine Hölle. Am meisten ärgerte ich mich darüber, daß mein Freund Bill dieser Dämonin auf den Leim gegangen war.

Das aber sollte sich ändern!

***

Maria Sanchez wußte genau, was sie zu tun hatte, wenn Gäste im Haus waren. Nur nicht auffallen, immer die Beherrschung bewahren, auch wenn es schwerfiel wie in diesen schrecklichen langen Minuten, denn jeder sah, daß sie ihren Mann regelrecht abführte, und sie wurde auch entsprechend angesprochen.

Immer wieder mußte sie erklären, daß Juan sehr müde war und sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Es wurde nicht von allen akzeptiert. Jemand war der Meinung, daß sie ihn nur von der Künstlerin holen wollte, weil sie ja so schrecklich eifersüchtig war. Maria überhörte diese Bemerkung. Sie atmete erst auf, als sie die Halle betreten hatte und sich der Treppe zuwandte.

Dort blieb sie stehen, und Juan hielt sich neben ihr auf. Er schaute sie mit einem Blick an, der das Mitleid in ihr regte, weil er ihr verzweifelt vorkam.

»Was ist mit dir los, Juan?«

»Ich weiß es nicht.«

»War es die Frau?«

»Nein, nein, es ging den ganzen Tag so. Ich bin kaputt, ich schlafe bald im Stehen ein.«

»Das habe ich gesehen. Kannst du es dir erklären?«

Er hob die Schultern.

Maria führte ihn weiter. »Ich bin deine Frau, das darfst du nie vergessen. Und du wirst lachen, ich mache mir tatsächlich Sorgen um dich. Als Ehefrau kann man das. Eine Geliebte würde daran nicht im Traum denken, Juan.«

Er nickte, obwohl er nicht mal die Hälfte verstanden hatte. Er sprach nur von seiner Müdigkeit und auch dem Brennen unter dem Pflaster. »Das ist schlimmer geworden. Es tuckert, es ist heiß, es muß sich einfach entzündet haben.«

»Soll ich einen Arzt rufen.«

»Nein, das ist nicht nötig. Ich brauche keinen Arzt. Ich schaffe es schon so.«

Davon war Maria nicht überzeugt. Sie hatten mittlerweile die Tür des Schlafzimmers erreicht. Maria öffnete sie und drückte ihren Mann über die Schwelle.

Er taumelte durch das große Zimmer, den Blick auf das Bett gerichtet. Dabei bewegte er seine Arme, als wollte er das

Gleichgewicht halten. Maria hatte nur die Wandleuchten eingeschaltet. Sie hörte ihren Mann sprechen. »Ich werde mich nicht mehr ausziehen«, sagte er. »Ich… ich… bin zu kaputt.«

»Das brauchst du auch nicht.«

Juan stand vor seiner Betthälfte, schwankte etwas, dann kippte er nach hinten. Er stöhnte auf, als er schräg auf dem Bett lag. Maria ging zu ihm und zog ihm die Slipper von den Füßen. Dann hob sie die Beine ihres Mannes an und legte ihn normal hin.

Das Licht reichte aus, um sein Gesicht erkennen zu können. Es war schweißnaß. Sein Mund stand offen, er atmete keuchend, redete, und Maria horchte plötzlich auf, als sie einen ungewöhnlichen Satz vernahm.

»Erst lieb ich dich, dann beiß ich dich…«

»Wie bitte?«

Juan lachte.

»Was hast du gesagt?«

»Ich? Ich soll etwas gesagt haben…?«

Sie hatte ihn genau verstanden und wiederholte den Satz. Dabei ließ sie Juan nicht aus dem Blick, sie wollte an der Reaktion seiner Augen erkennen, ob sie einen Erfolg erzielt hatte. Juan lächelte nur, wobei ihr auch dieses Lächeln nicht normal vorkam. Es sah aus, als sollte es sich in einer für ihn wunderschönen Erinnerung verlieren.

Lieben und beißen!

Marias Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Hinzu kam das Lächeln aus der Erinnerung. An was hatte er sich erinnert?

Es gab nur eine Lösung. Er mußte sich an diese Person erinnert haben.

War sie doch in der vergangenen Nacht hier im Zimmer gewesen? Juan würde seiner Frau auch in seinem labilen Zustand keine ehrliche Antwort geben, und Maria wußte, daß sie ihn nicht allein lassen konnte. Er litt zu sehr, schließlich war sie seine Frau. Vor dem Altar und vor Gott hatten sie sich das Jawort gegeben.

Ihre Hand bewegte sich auf das Pflaster zu. Juan war jetzt ruhig. Er hatte den Kopf zur rechten Seite gedreht, so daß seine linke freilag. Mit spitzen Fingern faßte Maria nach einer Ecke des Pflasters und zog daran.

Sie erschrak.

Himmel, die beiden Punkte waren keine Punkte oder Einstiche mehr. Sie hatten sich verändert und waren gewachsen, zudem hatten sie sich noch entzündet.

Um die Einstichstellen herum war die Haut hart geworden. Außerdem näßten die Wunden und sonderten einen leichten Eitergeruch ab.

Wenn sie das sah, kam sie immer mehr zu der Überzeugung, daß er

von keinem Insekt gebissen worden war. Da mußte etwas anderes dahinterstecken.

Cynthia!

Auf diese Person konzentrierten sich ihre Gedanken. Das Fest war ihr egal geworden, es hatte der Malerin nur als Mittel zum Zweck gedient. Diese Frau hatte nur das Ziel gehabt, an den Stellvertretenden Botschafter heranzukommen, aber Maria fragte sich, warum sie gerade ihren Gatten ausgesucht hatte. Schließlich gab es genügend Männer, an denen sie ihr Mütchen hätte kühlen oder den Frust hätte ablassen können.

Es war ungewöhnlich und auch gefährlich.

Sie richtete sich auf. Auch sie fühlte sich nicht übermäßig stark, und sie war froh, daß es einen Mann gab, der sich von dieser Schlange nicht hatte einwickeln lassen.

Maria Sanchez war so tief in ihre Überlegungen versunken, daß sie die Veränderung zu spät bemerkte, denn da war die Tür bereits wieder ins Schloß gefallen.

Maria schnellte hoch und drehte sich.

Vor der Tür stand eine Gestalt.

Ein Schauer rann über Marias Rücken, als sie erkannte, wer das Schlafzimmer betreten hatte. Cynthia Droux lachte leise, als sie langsam vorging. Sie mußte dabei einen Wandspiegel passieren, und Maria, die genau hinschaute, schrak plötzlich zusammen, denn ihr war aufgefallen, daß Cynthia kein Spiegelbild hatte.

Nein, keine Täuschung, sie war nicht zu sehen gewesen, und das konnte sich Maria nicht erklären.

Juan, der bisher still auf dem Bett gelegen hatte, war unruhiger geworden. Er hielt die Augen offen und hatte den Kopf um eine Idee angehoben. So konnte er über das Fußende hinwegblicken und mußte zwangsläufig die Besucherin sehen.

»Cynthia…«

Keine der Frauen reagierte. »Du bist gekommen?«

»Sei ruhig, Juan!« flüsterte Maria, bevor sie sich wieder der Malerin zuwandte, die am Bettende direkt neben der rechten Kante stehengeblieben war und gegen Maria schaute.

»Was wollen Sie hier?« fragte Maria Sanchez.

»Rache!«

Es war eine Antwort gewesen, die auch Fragen aufgeworfen hatte, und Maria schüttelte deshalb den Kopf. »Rache?« wiederholte sie, »wieso Rache?«

»Du weißt nicht, was mir angetan worden ist?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Es liegt sehr lange zurück. Jahrhunderte, aber damals hat es die Familie Sanchez auch gegeben. Unter anderem gab es einen Romero

Sanchez, der sich als Inquisitor aufspielte und die Menschen jagte, die seiner Meinung nach mit dem Teufel im Bunde standen. So hat er auch mich gejagt, denn ich wurde als Hexe denunziert. Er hat auch versucht, mich zu vergewaltigen, bevor man mich der Folter übergab, die ich erlitten hatte. Aber ich starb nicht, ich war zäh, zudem sollte ich auf dem Scheiterhaufen brennen. In der Nacht vor meinem Tod aber kriegte ich Besuch von einem außergewöhnlichen Mann.« Auf ihr Gesicht legte sich ein schwärmerisches Lächeln. »Es war eine Gestalt wie aus der Legende. Groß und mächtig, und dieser Mann versprach mir das ewige Leben.«

»Das gibt es so nicht!« widersprach die gläubige Frau.

»Doch, Maria, doch. Nur denkst du eingleisig. Ich habe es erlebt, denn in der Nacht vor meinem Verbrennen kam er zu mir, und ich habe sofort ja gesagt, als er darum bat, mein Blut trinken zu dürfen, denn das war der Preis für das ewige Leben.«

Maria schluckte. »Dein… dein Blut!«

»Ja, denn er war ein Vampir!«

Für Maria Sanchez brach eine Welt zusammen. Sie hörte hier Dinge, die sie zwar kannte, aber bisher stets in das Reich der Fabel verwiesen hatte. Vampire und andere Geschöpfe, darüber sprach man höchstens, wenn man sich gruseln wollte, las eine Horrorgeschichte oder schaute sich einen entsprechenden Film an.

»Du glaubst mir nicht - oder?«

Maria hob die Schultern.

»Ich erzähle trotzdem weiter. Dieser Vampir kam zu mir, er biß mich, er trank sich satt, und er versprach mir, daß ich irgendwann die Chance bekommen würde, um mich zu rächen. Nicht an Romero Sanchez, der war gestorben, im Gegensatz zu mir, aber die Familie und der Name starben nicht aus. Bis zum heutigen Tag nicht, dem Tag meiner Rache. Ich habe immer davon geträumt, seit mich mein Beschützer mit dem großen D auf der Stirn vom Scheiterhaufen in seine Vampirwelt geholt hat, wo die Zeit eine anders ist und ich auf meine Rache warten konnte. Es ist die Welt der Finsternis, die von einem Zeitlosen, nämlich Luzifer, mitgeschaffen wurde. Sie war mein Warteraum, und ich weiß noch nicht, ob ich jemals wieder dorthin zurückkehre, denn mir gefällt es in dieser Welt ebenfalls sehr gut.«

Maria wunderte sich, daß sie so ruhig bleiben konnte. Es mochte an ihrer strengen Klostererziehung liegen. Dort hatte man ihr beigebracht, Gefühle auch zu unterdrücken. Das schaffte sie, und sie dachte sogar noch über gewisse Dinge nach.

Die Wunden fielen ihr ein.

Sie stammten nicht von einem Insekt. Das Gefühl hatte sie nicht getrogen. In der vergangenen Nacht war diese Person hier im Schlafzimmer gewesen und hatte sich mit ihrem Mann beschäftigt.

Juan wäre längst als Blutsauger durch das Haus geirrt, wenn seine Frau nicht aufgewacht und das fremde Wesen nicht geflüchtet wäre.

Nun war Cynthia gekommen, um das nachzuholen, was sie in der letzten Nacht versäumt hatte.

Maria wußte nicht, was sie unternehmen sollte. Ihr kamen wieder alte Geschichten in den Sinn, die sich die Mädchen während der Klosterzeit nachts in den Schlafräumen erzählt hatten. Das waren schon gruselige Legenden gewesen, von Dämonen, Vampiren und Werwölfen. Sie hatten auch darüber geredet, wie diesen Wesen beizukommen war. So hatten Vampire Angst vor einem Kreuz, das aber befand sich nicht in diesem Schlafzimmer. Juan hatte es nicht gewollt, und auch Maria trug nicht ihre Kette mit dem goldenen Kruzifix, das Erbe ihrer Ahnen.

Neben ihr raschelte es. Juan hatte es geschafft, sich aufzusetzen. Er schaute nach vorn über das Bett hinweg, und er blickte in das Gesicht der Malerin.

»Du bist wieder hier…?« flüsterte er. Es hörte sich an, als wäre seine Müdigkeit verflogen.

»Ich will das nachholen, was ich in der letzten Nacht begonnen habe.«

»Ja, das ist gut.«

»Erst lieb ich dich, dann beiß ich dich!« Sie lachte girrend, »aber heute werde ich nur beißen.«

»Komm!« Juan ruckte noch ein Stück höher und streckte ihr die Arme entgegen.

»Gleich, mein Lieber, gleich bin ich bei dir. Ich habe so lange warten müssen, jetzt kommt es auf wenige Minuten auch nicht mehr an.« Nach diesen Worten lächelte sie auf ihre vampirhafte Art und Weise. Sie zog die Lippen zurück und fletschte dabei ihr Gebiß. Zum erstenmal sah Maria Sanchez den fürchterlichen Beweis.

Vor ihr stand tatsächlich eine blutgierige Bestie!

***

Ich wußte nach Cynthias Verschwinden zunächst nicht, wie ich mich verhalten sollte. Sie hatte davon gesprochen, kurz zu verschwinden, es wäre normal gewesen, wenn sie zur Toilette gegangen wäre, das mußte ich auch in meine Rechnung mit einbeziehen, und so suchte ich zunächst einmal diese Räume.

Sie lagen nicht weit entfernt, in einem schmalen Quergang. Die beiden Türen befanden sich nebeneinander. Es war mir natürlich peinlich, die Damentoilette zu betreten, aber ich hatte Glück. Die Tür öffnete sich, und eine junge, leicht angetrunkene Frau verließ den Raum.

Sie lachte, als sie mich sah und weil sie beinahe gegen mich gelaufen

wäre.
»Hi…«
Nun hielt ich nicht unbedingt viel von dieser verkürzten Jugendsprache, aber hier paßte ich mich an und antwortete mit demselben Gruß.
»Hast du dich vertan, Süßer?«
»Nein, nein. Du bist Künstlerin, wie?«
»Ja, ich male auch.« Sie drehte sich, und ihr Kittelhemd flog hoch. Es war weiß. An den langen, dünnen Beinen trug sie schwarze Leggings. Die blonden Haare standen wie lange Stoppeln vor ihrem Kopf, und die Lippen waren mit einem grünen Stift nachgezeichnet.
»Wenn du Malerin bist, hast du dann deine Kollegin auf der Toilette gesehen?«
»Ach, die Droux?« Eifersucht schwang in der Stimme mit.
»In der Tat.«
»Bist wohl hinter ihr her, wie?«
»Nein, nein.«
»Lüg nicht.« Sie tippte mich an. »Ich muß dich enttäuschen, die schöne Cynthia habe ich dort nicht gesehen. Jetzt bist du aber sauer, wie?«
»Nein, überhaupt nicht. Ich danke dir.« Und damit war ich weg.
Meine Antwort war nicht mal gelogen. Nun wußte ich zumindest, wo sie nicht war, und ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß sie so reagiert hatte, wie es Marias Meinung nach normal gewesen wäre.
Sie wollte Juan, und der war von seiner Frau ins Schlafzimmer gebracht worden.
Den Weg kannte ich.
Und ich hoffte stark, nicht zu spät zu kommen. Vampire sind in ihrer Blutgier unberechenbar…

***

Da stand sie nun, und Maria Sanchez starrte sie an. Der Speichel in ihrem Mund trocknete aus. Dafür legte sich der Schweiß auf ihre Handflächen, und sie stellte fest, daß von der Schönheit des anderen Gesichts nichts mehr zurückgeblieben war. Zumindest in der unteren Hälfte hatte es sich zu einer Fratze verzerrt.
Das alles schien Marias Mann nicht zu stören. Er hatte auch seine Frau vergessen, er wollte sie und bettelte darum, daß Cynthia sich endlich zu ihm legte.
Maria hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. Was sie hier erlebte, war einfach abwertend für sie, gleichzeitig sagte sie sich, daß andere Mächte die Regie übernommen hatten und sie ihrem Mann keinen direkten Vorwurf machen konnte.
»Erst werde ich mich um Maria kümmern!« versprach die

Blutsaugerin flüsternd.
Blitzschnell setzte sie ihr Versprechen in die Tat um. Bevor Maria sich versah, war die andere bei ihr. Hände packten ihre langen Haare, rissen daran und schleuderten die Frau herum.
Maria kam nicht einmal dazu, nach Hilfe zu schreien. Sie war zu überrascht und fiel gegen die Vorhänge, hinter denen sich das Fenster befand. Wenn der Drall stark genug war, bestand durchaus die Möglichkeit, daß sie durch die Scheibe fiel, aber das Glas hielt. Die Vorhänge waren nach innen gebeult, der großzügig angelegte Stoff hatte sich um ihren Körper gewickelt, als sollte sie eine Mumie werden. Maria hatte Mühe, sich zu befreien, und sie bewegte dabei die Hände wie Dreschflegel, um mit den Fingern den Stoff zu fassen.
Es gelang ihr nur halb. Sie rutschte wieder ab und fiel zu Boden. Vor ihr bewegte sich der Stoff.
Brutal wurde er zur Seite gerissen, und wie ein tödliches Gespenst erschien die Blutsaugende Malerin.
Sofort griff sie zu und ließ Maria Sanchez nicht die Spur einer Chance.
Sie zerrte sie auf die Füße, dann wuchtete sie ihren Kopf vor und traf das Gesicht der Frau in der Mitte. Maria spürte den Schmerz wie die Einschläge verschiedener Blitze, und die Welt um sie herum versank in der Dunkelheit.
Sie sackte zusammen. Dabei versuchte sie, sich an der Malerin festzuhalten, aber ihre Hände rutschten immer wieder ab, und Cynthia verfolgte mit einem satanischen Lächeln die Bemühungen der Frau.
Vor den Füßen der Vampirin brach sie zusammen. Maria war wehrlos, das wußte Cynthia. Sie erinnerte an einen Boxer, der durch harte Faustschläge ausgeknockt worden waren.
Die Malerin streckte ihre Arme aus und hob Maria an. Leblos hing sie in ihrem Griff.
»He, he…«, protestierte Juan schwach. »Was hast du mit ihr vor? Du wolltest zu mir kommen…«
»Gleich, mein Lieber, gleich.« Cynthia hob ihr Opfer an und wuchtete es über die untere Kante hinweg auf das Bett. Dort federte Maria noch zweimal nach, dann blieb sie starr liegen, und die Wiedergängerin knurrte in wilder Vorfreude.
Mit geschmeidigen Bewegungen kletterte auch sie in das Bett, schob ihr Opfer noch ein Stück höher, damit der Kopf wie drapiert auf dem Kissen lag.
Juan hatte sich gedreht. Er konnte noch nicht fassen, was da ablief. Dabei war er doch derjenige, um den sich die Malerin kümmern wollte, aber jetzt beschäftigte sie sich mit seiner Frau. »Was willst du denn mit ihr machen?« keuchte er.
»Sei ruhig.« Cynthia lag schon halb über ihrem Opfer. Maria hatte die

Augen geöffnet. Sie mußte eigentlich alles mitbekommen, doch über die Pupillen hatte sich ein seichter Schleier gelegt, als Zeichen, daß sie noch nicht wieder richtig da war.

Cynthia lächelte grausam und in wilder Vorfreude. Mit beiden Händen schaufelte sie das störende Haar zur Seite. Mit der Zunge leckte sie über die Lippen. Sie dachte daran, was sie alles durch die Folter erlitten hatte, nun stand sie vor dem Abschluß ihrer Rache. Sie würde beißen, sie würde das Blut trinken und durch ihren Biß dafür sorgen, daß sich die Vampire vermehrten.

Sie riß den Mund weit auf, senkte den Kopf, stand kurz vor dem Biß.

Da hörte sie die Stimme.

»Laß es sein!«

***

Ich hatte gesprochen, denn mir war es gelungen, lautlos das Zimmer zu betreten. Keiner hatte mich gesehen, alle waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen. Während hinter mir die Tür wieder zuschwang, hatte ich die Blutsaugerin angesprochen, die in ihrer Bewegung für einen Moment erstarrt war, sich dann wieder fing und plötzlich in die Höhe und auch herumschnellte.

Sie kniete schräg auf dem Bett, sie starrte mich an, vor ihr lag Maria Sanchez, das Opfer, das ich ihr entreißen wollte.

Wie würde sie sich verhalten? Angreifen?

Nein, sie wollte beißen, drehte sich wieder und senkte ihren Oberkörper dem Opfer zu.

Ich war schneller.

Mit einem Hechtsprung warf ich mich auf sie. Ich hatte versucht, sie zu packen, wollte sie zurückzerren, aber Cynthia klammerte sich mit einer Hand an der Matratze fest. Sie hatte die Finger in den Spalt der Besucherritze geschoben, so daß ich Mühe hatte, sie in die Höhe zu bekommen. Ich wollte sie nicht im Bett vernichten, zwischen den beiden Menschen, im Zimmer war Platz genug. Auch wenn sie fauchte, sie würde mir nicht entwischen, ich zerrte an ihr und beugte mich ihr dabei entgegen.

Da erwischte mich der Hieb.

Zugleich, als er in meinem Nacken explodierte, hörte ich auch den Schrei des Mannes.

Juan Sanchez hatte sich in seiner Betthälfte aufgerichtet und mit beiden Händen zugeschlagen.

Ich schlaffte ab.

Innerhalb einer Sekunde floß sämtliche Kraft aus meinem Körper. Ich hatte den Eindruck, in ein Loch zu fallen und hörte das Lachen des Mannes wie ein weit entferntes Echo.

Hätte ich gekonnt, ich hätte mich einen Narren gescholten, aber ich

war zu schwach. Nicht bewußtlos, ich bekam noch mit, wie mich jemand an der Schulter packte und herumdrehte.

»Wirf ihn zu Boden!« schrie die Frauenstimme. »Ich werde mich gleich um ihn kümmern.«

»Ja, ja…«

Ich wurde um die eigene Achse gerollt, dann glitt ich über die Kante und schlug neben dem Bett auf.

Da blieb ich liegen.

»Jetzt zu mir!« hechelte Juan. »Du hast es mir versprochen.« Er kniete und riß sein Pflaster ab, um der Blutsaugerin den Hals zu präsentieren. Cynthia schaute hin, sie sah auch die bittenden Augen in dem schweißüberströmten Gesicht.

»Willst du es tun?«

»Gleich!« flüsterte sie. »Erst ist sie an der Reihe…«

Juan verzog das Gesicht. Er dachte an das herrliche Erlebnis in der letzten Nacht, und plötzlich haßte er seine Frau dafür, daß sie sich zwischen Cynthia und ihn gestellt hatte.

Er drehte sich um, stieg aus dem Bett und schlich durch den großen Raum.

Sein Ziel war ein kleiner Tisch mit runder Platte. Dort stand genau der Gegenstand, den er brauchte.

Es war ein eiserner Kerzenleuchter…

***

Bill Conolly war allein zurückgeblieben. Als John und auch die Malerin ihn verlassen hatten, da überkam es ihn plötzlich. Da kehrte der Sinn für die Realität wieder zurück. Obwohl er einiges getrunken hatte, war er doch so klar im Kopf, daß er die Dinge wieder aus dem richtigen Blickwinkel betrachtete und ihm einfiel, daß er sich benommen hatte wie ein alter Esel.

Er schämte sich.

Die anderen Gäste hatten kaum einen Blick für ihn übrig. Es war ihnen wichtig, daß sie gut zu essen und zu trinken bekamen, und das war hier der Fall.

Bill stemmte sich vor. Er biß die Zähne zusammen, daß es knirschte, er ärgerte sich über sich selbst, gleichzeitig war er auch froh, daß er sich nicht zum erstenmal in diesem Haus befand. Er war genug in dem Gebäude herumgekommen, um sich auszukennen und um zu wissen, wo er die Privatwohnung der Sanchez fand.

Den Weg dorthin schlug er ein.

Die ersten Schritte gefielen ihm überhaupt nicht. Er, schwankte ziemlich. Es mochte an dem genossenen Alkohol liegen, aber auch am zu langen Sitzen. In seinen Ohren klang noch immer das Lachen der Malerin nach. Sie schien sich herrlich amüsiert zu haben, zudem

hattèsie ihm immer wieder nachgeschenkt, wobei sie sich nicht gedrückt und ebenfalls die Gläser geleert hatte.

Nur war sie nüchtern geblieben.

Bill blieb an einem mit Eis gefüllten Kübel stehen. Drei Hälse der bauchigen Champagnerflaschen schauten daraus hervor. Mit der rechten Hand griff er in das Eis, holte einige Stücke hervor und fuhr damit durch sein Gesicht und über den verschwitzten Nacken. Die meisten Würfel rutschten ihm aus der Hand und knallten auf den Boden.

Es störte ihn nicht.

Er lief weiter, und es ging ihm besser. Er fühlte sich erfrischt, auch wenn die leichten Kopfschmerzen geblieben waren. Den Weg in die Halle fand er sicher.

Hier hatten sich ebenfalls einige Gäste zurückgezogen, die in einer ruhigen Atmosphäre reden wollten. Um Bill kümmerten sie sich nicht, die Gespräche waren einfach zu intensiv.

Er war froh, die Helligkeit der Halle verlassen zu können und einzutauchen in den dunkleren Gang, der zu den Privaträumen führte. Es standen ihm mehrere Türen zur Auswahl, aber Bill glaubte daran, daß das Schlafzimmer sein Ziel war.

Vor der Tür blieb er stehen.

Noch einmal Luftholen.

Dann öffnete er die Tür.

Sehr leise, schließlich wußte er nicht, wen oder was er möglicherweise störte. Das Licht brannte, doch es war niemand da, der auf die Tür achtete, dafür konnte Bill sehen, welches Drama sich in dem Raum abspielte.

Es stand praktisch auf dem Höhepunkt. Auf dem Bett lag Maria Sanchez. Schräg über ihr kniete Cynthia, die Malerin, und ihr Gesicht war dem Hals der anderen Person zugewandt.

Das war nicht alles.

Er sah auch seinen Freund Juan. Neben dem Bett stand der Stellvertretende Botschafter, etwas gebückt, in der rechten Hand einen Kerzenleuchter haltend und den Arm erhoben.

Vor ihm lag John Sinclair!

Nicht tot, auch nicht bewußtlos, aber angeschlagen. Er würde sich kaum gegen diesen Hieb wehren können, der letztendlich seinen Schädel zertrümmern sollte.

»Bist du wahnsinnig!« schrie Bill.

Juans Kopf ruckte herum. »Was ist…?«

Da war Bill Conolly schon gestartet. Über den liegenden John Sinclair hinweg hechtete er gegen den Spanier und stieß ihn zurück auf das Bett…

Bill hörte den Mann schreien.

Juan wollte sich nicht so einfach entwaffnen lassen. Hinzu kam, daß er quer über den Beinen der Blutsaugerin lag und auch sie gestört hatte. Cynthia versuchte, von ihrem Opfer wegzukommen, um aus dem Bett zu kriechen, was ihr jedoch nicht gelang. Juan wollte nicht aufgeben. Er hielt seinen Kerzenleuchter fest, lag auf dem Rücken, Bill auf ihm, und er versuchte, den Leuchter gegen den Kopf des Reporters zu schlagen.

Das ließ Bill nicht zu. Es war ihm gelungen, seine rechte Hand in die Ellbogenbeuge zu stemmen und den Arm zurückzudrücken. Juan schaffte es einfach nicht, sich zu befreien, zudem war er durch die letzten Stunden geschwächt worden, und Bill stellte fest, daß die Kräfte des anderen erlahmten.

Er drückte noch fester zu, sah die schwebende rechte Hand vor sich und auch das Zittern.

Dann öffnete sich die Faust.

Der Leuchter kippte nach links weg und blieb auf dem Bett liegen. Juan war waffenlos.

Bill lag halb auf ihm und zerrte Juan am Hemd hoch. Dabei rollte er sich von ihm weg und schleuderte ihn zur Seite. Es gab keinen Halt, der Juan gebremst hätte. Er rollte über seine Betthälfte, dann über die Kante und krachte vor der Liegestatt zu Boden.

Bill kroch ihm nach. Er wollte nicht noch einmal von ihm überrascht werden.

Da bestand keine Gefahr mehr. Juan Sanchez war einfach zu ausgelaugt und zu schwach, um sich aus eigener Kraft auf die Beine stemmen zu können.

Aber er war nicht allein gewesen.

Bill drehte sich um. Er schaute dabei über das Bett hinweg, auf dem nur mehr eine Person regungslos lag. Es war Maria Sanchez. Die Malerin hatte sie allein gelassen, denn sie stand jetzt neben dem Bett, den Mund weit aufgerissen und blutbeschmiert. Sie war ein Monstrum, ein widerliches Etwas, ein blutgieriges Geschöpf, das noch längst nicht aufgegeben hatte.

Dann bückte sie sich.

Das war ihr Fehler, denn sie hatte den Joker in diesem höllischen Spiel vergessen…

***

Und dieser Joker war ich!

Nach dem Schlag und dem Fall war ich wirklich groggy gewesen. Ich hatte nicht mehr richtig mitbekommen, was sich in meiner Umgebung abspielte, aber ich gehöre zu den Typen, die hart im Nehmen sind. Da war ich in all den Jahren herangereift. Zudem hatte ich schon oft und viel einstecken müssen.

Ich konnte mich bewegen.
Ich kämpfte gegen den Druck und gegen die Wellen in meinem Kopf an. Vor allen Dingen durfte ich nicht bewußtlos werden. Wenn das geschah, hatten meine Feinde freie Bahn.
Es war ein Hin und Her.
Ich wurde zurückgeschoben, wieder nach vorn, kam mir vor wie ein Wikingerschiff am Jahrmarkt.
Nahm dabei nicht viel von meiner Umgebung wahr, doch was ich hörte, ließ in meinem Kopf trotz des schlechten Zustands die Alarmglocken klingeln. Es waren Schritte, und sie kamen näher.
Noch lag ich auf dem Bauch und konnte nichts sehen. Ich wollte schon in den Teppich beißen, doch damit wäre mir auch nicht geholfen worden. Und die Schritte hörte ich nun deutlicher. Mir gelang es, mich auf die Seite zu drehen, wobei genau in diesem Augenblick ein Schatten über meinen Körper fiel.
Der Schatten eines Menschen.
Ich schaute zwinkernd hoch.
Der Mensch war Juan Sanchez. Er hielt etwas in der Hand, was ich nicht erkennen konnte, allerdings einen Gegenstand, der ziemlich schwer aussah. Wenn er damit zuschlug und meinen Kopf traf, war ich erledigt.
Ich konnte mich nicht wehren. Es hatte keinen Sinn, nach der Beretta greifen zu wollen, auch da wäre ich nicht schnell genug gewesen.
Der rettende Engel kam.
Schemenhaft erkannte ich meinen Freund Bill Conolly. Er schaffte es, den Spanier auf das Bett zurückzustoßen, so daß ich außer Gefahr war. Ich rollte mich um die eigene Achse und sah zu, aus der Nähe des Bettes zu gelangen.
Es war gut, denn wieder verließ eine Person das Bett. Diesmal war es die Malerin.
Als sie auf den Boden prallte, war das für mich ein Ansporn. Ich wußte, wer sie war, und ich wollte sie nicht entkommen lassen. Lange blieb sie nicht liegen. Mit geschmeidigen Bewegungen kam sie auf die Füße. Mir gelang ein kurzer Blick in ihr Gesicht, ich sah das Blut an ihren Lippen, dann schaute ich nur gegen ihren Körper. Ich war starr liegen geblieben, weil ich ihr keine Chance geben wollte, sich um mich zu kümmern.
Sie starrte über das breite Doppelbett hinweg.
Ich hatte schon den Arm gehoben.
Noch ein Stück weiter, dann war ich soweit, um den Saum ihrer grünen Jacke anfassen zu können.
Ich faßte nicht nur an, ich zerrte daran.
Das überraschte selbst die Untote!
Sie taumelte zurück, warf die Arme hoch, fand aber nirgendwo Halt

und prallte zu Boden.
Ich kniete schon und hielt mein Kreuz in der Hand!

***

Es war nicht mehr viel Distanz zwischen uns, und wir beide starrten uns in die Gesichter.

Ihres war kalt, tot und leblos. Mit Blut verschmierte Lippen, ein Fletschen der Zähne. Ein Fauchen drang nicht aus ihrem Mund. Nun drehte ich die Hand so, daß sie genau auf mein Kreuz schauen konnte.

Der erste Blick reichte.

Panik überflutete sie. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht war kaum zu beschreiben, aber ich kannte ihn, denn sie war nicht die erste Dämonin, die mein Kreuz sah.

Sie hatte sich halb hingesetzt, hielt die Arme angewinkelt und stützte sich mit den Ellbogen auf dem Boden ab. In dieser Haltung wollte sie auch rückwärts auf die Tür zukriechen, aber dazu ließ ich es nicht kommen. Sie sollte mir nicht noch einmal entwischen.

Ich war so schnell bei ihr, daß ihr nicht mal eine Alibi-Abwehrbewegung gelang. So kam ich voll durch, und natürlich auch mein geweihtes Silberkreuz.

Als es zwischen Hals und Brust festklemmte, drang ein irrer Schrei aus ihrem Maul. Ich befand mich sehr nahe bei ihr, sah in ihre Augen, und dort spielte sich plötzlich etwas ab, das ich nicht begriff. Mir wurde ein Blick in die Vergangenheit und gleichzeitig in eine andere Dimension gestattet, denn ich sah in ihrer linken Pupille huschende Bilder wie bei einem Film.

Ein Verlies, ein Vampir mit einem blutigen D auf der Stirn, einem Scheiterhaufen, der wenig später loderte, und im rechten Auge erkannte ich eine unheimliche und dunkle Welt, die ich selbst schon einmal hatte durchleben müssen.

Mallmanns Vampirwelt!

Tiefe Gräber, alte Gruften, unheimliche Friedhöfe und düstere Häuser, insgesamt ein Szenario, wie es sich Blutsauger nur wünschen können, und zugleich ein Bild, mit dem ich nicht zurechtkam.

Oder doch?

Ich wußte plötzlich, daß Dracula II hinter diesem verfluchten Auftritt steckte, daß die Malerin Cynthia Droux einzig und allein von ihm geschickt worden war, aber er hatte sich verrechnet, denn ihr Blick brach. Gleichzeitig verschwanden auch die Bilder.

Mein Kreuz lag noch immer auf Cynthias Körper. Er war einmal so verflucht perfekt und schön gewesen, zu perfekt und zu schön, eine Hülle ohne Seele, mehr nicht.

Und dieser Körper verging.

Es war der Zerfall der Blutsaugerin, wie ich es nicht zum erstenmal

erlebte. Und ich konnte mit ansehen, wie die Haut dunkel wurde und sich dann aufrollte. Sie warf Blasen, sie fing an zu stinken, gleichzeitig zerkrümelte sie auch, und die Augen rutschten tiefer in die Höhlen hinein wie alte Glaskugeln.

Auch unter mir spürte ich nicht mehr den gleichen Widerstand, denn der Körper befand sich ebenfalls in der Auflösung. Als ich das Knacken hörte, da wußte ich, daß die Knochen aus ihrem Verbund gebrochen waren, und ich glitt von dem allmählich verfaulenden Körper weg, schwang herum und stellte mich hin.

Bill Conolly stand dicht neben mir. Er blickte ebenfalls nach unten, weil er zusehen wollte, wie diese Schönheit, der auch er verfallen war, allmählich verging.

Daß er darüber nachdachte, war daran zu erkennen, wie er den Kopf schüttelte. Wahrscheinlich konnte er selbst nicht begreifen, was er da getan hatte..

Auch die Kleidung war zusammengesackt. Auf das helle Seidentop legte sich eine dünne Staubschicht. Die linke Hand bestand nur mehr aus bleichen Knochen, während sich bei der rechten eine braunschwarz gewordene Haut noch aufrollte.

Das Gesicht war ebenfalls nicht mehr vorhanden. Es zeigte eine Totenfratze. Letzte Hautfetzen fielen ab, und der Kopf hatte längst die Haare verloren, so daß nur ein grinsender Totenschädel zurückblieb, dessen Knochenverbund aber auch nicht mehr hielt und vor unseren Augen zu Staub zerfiel.

»Das war sie also«, sagte ich leise.

Bill nickte.

»Wie fühlst du dich?« fragte ich.

»John, frag mich nicht.« Er schluckte. »Ich… ich… denke, es ist noch nicht vorbei.«

»Wieso nicht?«

Nicht Bill gab mir die Antwort, sondern eine andere Person. Ich hörte das Knurren schräg hinter mir. Es war auf dem Bett aufgeklungen, und als ich mich drehte, da sah ich, daß sich Maria Sanchez aufrichtete. Fahlbleich war ihr Gesicht, in den Augen loderte ein wildes Fieber, sie hielt den Mund weit offen, und ich sah die beiden spitzen Zähne aus dem Oberkiefer wachsen…

***

Maria Sanchez hatte es nicht geschafft. Trotz allem waren wir zu spät gekommen, so hatte die verfluchte Blutsaugerin aus der tiefen Vergangenheit letztendlich doch einen Sieg errungen. Nur anders, als sie es sich gedacht hatte.

Maria war gierig, sie brauchte Blut. Ihre Hände hielt sie gekrümmt. Mit den Fingernägeln kratzte sie über das Bettlaken hinweg, als wollte

sie Schwung nehmen, um sich hochstellen zu können.

»Verdammt noch mal, auch das noch!« keuchte ich und starrte Bill an. »Hättest du nicht…?«

»Nein, John, es ging zu schnell.«

»Schon gut.«

»Soll ich es tun, oder willst du es erledigen?«

Wir hatten noch etwas Zeit. So fragte ich: »Was ist mit Juan, ihrem Mann?«

»Er liegt auf der anderen Seite des Betts auf dem Boden.«

»Auch…«

»Nein, er ist nicht tot, nur etwas weggetreten. Es ist auch gut für ihn, denke ich.«

»Ja, das ist es wohl«, erwiderte ich und hatte dabei einen langen Blick auf mein Kreuz geworfen.

Ich würde keine Kugel verschießen, auch Bill sollte sich zurückhalten, das hier war ganz allein meine Sache, und sie können mir glauben, das machte mir keine Freude.

Aber es gab keine andere Chance!

Maria Sanchez kniete jetzt. Die Haare fielen zu beiden Seiten des Gesichts wie ein Vorhang nach unten. Ihr Blick war böse und gierig zugleich.

Sie kroch näher.

Bill trat zurück. Er drehte auch den Kopf zur Seite, ich hörte ihn schwer atmen.

Ich aber blieb stehen, das Kreuz noch in der Hand verborgen. Erst als Maria nahe an mich herangekommen war, öffnete ich die Faust, und plötzlich schaute sie genau gegen meinen Talisman.

Der Schreck machte sie hilflos und starr.

Es war nur der eine Augenblick, dann legte ich das Kreuz zwischen ihre Hände, die sie wie zum Gebet zusammenfalten wollte. Der Kontakt mit der Haut war da, ich hörte das Zischen und sah wenig später den stinkenden Rauch durch die kleine Spalte zwischen den Händen in die Höhe steigen.

Sie selbst fiel zurück, ihre Hände öffneten sich, und das Kreuz prallte auf das Bett.

Auch die Hände hatte sie verdreht. Die Handflächen wiesen nach außen. Auf beiden sah ich den Abdruck meines Kreuzes wie eingebrannt. Marias Gesicht zeigte einen friedlichen Ausdruck. Sie sah aus, als wäre sie eingeschlafen, und das stimmte auch.

Nur schlief sie jetzt für immer…

Es war Bill Conolly gewesen, der die Party aufgelöst hatte. Was er den Gästen erzählt hatte, wußte ich nicht, denn ich war mit Juan Sanchez in seinem Schlafzimmer zurückgeblieben. Er saß auf einem Stuhl, er hatte mir zugehört, ob er allerdings alles begriffen hatte,

konnte ich auch nicht sagen.

Jedenfalls würde für ihn die Zukunft nicht mehr so aussehen, wie er sie sich vorgestellt hatte. Er saß nur da, das Gesicht in beiden Händen vergraben und weinte leise vor sich hin.

Als Bill zurückkehrte, brauchte ich ihm keine Frage zu stellen, denn er sagte: »Sie sind alle weg.«

»Das ist gut.«

»Was machen wir?«

»Maria Sanchez muß abgeholt werden. Außerdem muß der Botschafter informiert werden, das alles werde ich noch in dieser Nacht in die Wege leiten. Sir James soll mir dabei behilflich sein.«

»Alles klar, John.«

Mir fiel auf, daß Bill stockend gesprochen hatte. Deshalb sagte ich zu ihm: »Du hast doch was…«

Er hob die Schultern. »Klar, du hast recht. Da brennt mir was auf der Seele.«

»Dann raus damit!«

Es war nicht so einfach für ihn, er mußte sich erst räuspern. »Natürlich wird dich Sheila fragen, was hier alles so mit uns, vor allen Dingen mit mir passiert ist.«

»Kann sein.«

»Was wirst du ihr antworten?«

Ich lächelte Bill an und zwinkerte ihm zu. »Mal ehrlich, Alter, war denn etwas?«

Zuerst begriff er nicht, dann lächelte auch er. »Nein, John, ich kann mich an nichts erinnern.«

»Und ich auch nicht, Bill.«

Tja, so ist das eben. Manchmal müssen auch wir Männer zusammenhalten…

ENDE